

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 60 (1964)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für die Kommission für musikalische Volks- und Völkerkunde der Gesellschaft für Musikforschung, die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients und das Institut für Musikforschung Berlin herausgegeben von *Fritz Bose*. Bd. 1. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1963. 149 S., 71 Notenbeispiele und Textabbildungen, 2 Kunstdrucktafeln, 1 Schallplatte.

Das «Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde», dessen erster Band nunmehr vorliegt, will die Lücke im Publikationswesen schliessen, die durch das Ausbleiben der bis 1923 erschienenen, von Stumpf und v. Hornbostel herausgegebenen «Sammelbände für vergleichende Musikwissenschaft» entstanden ist. Es sollen in dem neuen Organ Arbeiten aus dem Bereich der musikalischen Ethnologie und Folkloristik veröffentlicht werden, die über den Zeitschriftenrahmen hinausgehen, aber den Umfang einer Buchpublikation nicht erreichen. Die im Titel ausgesprochene Trennung von «Volks-» und «Völkerkunde» ist aus Gründen des Sprachgebrauchs gewählt und will nicht werten. Da die in diesem ersten Band abgedruckten Aufsätze durchwegs Themata behandeln, die entschieden zur «Völkerkunde» gehören – wenn wir bei dieser Terminologie bleiben –, begnügen wir uns damit, in diesem «volkskundlichen» Organ nur ganz knapp über das Gebotene zu referieren.

Curt Sachs hatte die Abfassung eines Beitrages zugesagt; infolge seines Todes ist dieser ungeschrieben geblieben. An erster Stelle steht ein Aufsatz von *Dieter Christensen* über «Tanzlieder der Hakkâri-Kurden», die Bearbeitung eines Teilgebietes eines umfangreichen, zusammen mit Kurt Reinhard in Südost-Anatolien gewonnenen Materials. Photographien und Schallplatten ergänzen instruktiv. – *P. René Ménard* offeriert eine «Contribution à l'étude de quelques instruments de musique Baoulé – Région de Béoumi (Congo interieur)»; er orientiert, in der Systematik der Söderbergschen Publikation «Les instruments de Musique au Bas-Congo» (Stockholm 1956) folgend, in dem hier vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit über Idiophone. Auch hier sind Photographien, überdies Zeichnungen beigegeben. – *Alan P. Merriam* bespricht «Songs of the Gêge and Jesha Cults of Bahia, Brazil», d.h. Lieder zweier afro-amerikanischer Kultgruppen; der Verfasser verwendet ausschliesslich musikalisches Material, gewonnen 1941/42 von M. J. und F. S. Herkovits. – Schliesslich schreibt der Phonetiker *Hans-Heinrich Wängler* «Über Beziehungen zwischen gesprochenen und gesungenen Tonhöhen in afrikanischen Tonsprachen», und am Schluss des Bandes sind Literaturbesprechungen angefügt. – Man wünscht dem neuen Jahrbuch eine erfolgreiche Zukunft.

Martin Staehelin

Tradizioni. Rivista di letteratura popolare delle Tre Venezie. Padova, Libreria Universitaria. II (1962), fasc. 2–3, p. 33–67.

Die Zeitschrift der «Tre Venezie», welche von Gianfranco D'Aronco herausgegeben wird, erscheint mit dem vorliegenden Heft zum letztenmal in dieser Form. Sie wird weitergeführt unter dem Untertitel «Quaderni» an Stelle einer «Rivista». Die Quaderni sollen jährlich in drei Nummern erscheinen und geschlossene, kleine Monographien bringen. Die letzte Nummer der Rivista brachte den Schlussteil eines Beitrages von *D'Aronco* über «Strambotti del secolo XV tratti da un codice veronese», eine kleine Notiz von *Cleto Corrain* und *Pierluigi Zampini* über «L'interpretazione dei sogni nel Veneto Meridionale» und einen Aufsatz von *Umberto Marcato*, welcher für die religiöse Volkskunde gute Aufschlüsse bietet: «Ancora sulle tavolette votive di Chioggia»; am Ende steht ein Gesamtverzeichnis der 104 Votivbilder, welche sich in drei Kirchen von Chioggia befinden. Der Autor gibt zu jedem Bild wenn möglich die genaue oder sonst eine ungefähre Datierung.

Wildhaber

Revista brasileira de folclore. – Diese neue brasiliatische Zeitschrift, welche seit einiger Zeit erscheint, präsentiert sich recht gut und gefällig. Nicht nur dies: sie macht auch einen sehr seriösen Eindruck. Dank einiger besonders reger Vertreter und Verfechter der Volkskunde in Südamerika, sind dort mehrere beachtliche Unternehmungen durchgeführt und Werke publiziert worden, die allerdings in den meisten Fällen ihren europäischen Niederschlag nur in den iberischen Ländern (und in Roger Lecottés ausgezeichnet orientierendem *Bulletin folklorique d'Ile-de-France*) gefunden haben. Zu den wertvollen Publikationen ist die vorliegende brasiliatische Zeitschrift zu zählen; sie kommt innerhalb des *Ministério da Educação e Cultura* (Rio de Janeiro) in der Abteilung «Campanha de Defesa do Folclore Brasileiro» (Rua Pedro Lessa 35; Postfach 1897) heraus; die Leitung liegt in den Händen von Renato Almeida. Bis jetzt sind drei Jahrgänge erschienen. Der erste umfasst nur das Heft Sept.–Dez. 1961; der 2. (1962) und der 3. (1963) bestehen aus je drei Heften. Jedes Heft enthält mehrere Aufsätze, manchmal mit Photos, Zeichnungen und musikalischen Noten; dazu kommen Notizen über Tagungen, Beschlüsse und Vorhaben; den Beschluss bildet ein zwar nicht sehr umfangreicher, aber sorgfältiger Besprechungsteil. Der Begriff «Folklore» wird glücklicherweise im weiten, umfassenden Sinn angewendet. Um einen Begriff der Themata zu vermitteln, möchten wir wenigstens einige Titel aus den ersten Heften anführen; unsere Auswahl will damit keine Wertung verbinden. Von allgemein theoretischem Interesse sind: *Da cultura popular* (Luís da Câmara Cascudo; nr. 1, 5–16), *Evolução dos estudos de folclore no Brasil* (Edison Carneiro; nr. 3, 47–62), *Formação do folclore brasileiro; origens e características culturais* (Manuel Diégues Júnior; nr. 4, 43–57), *O folclore na Venezuela* (Luís Felipe Ramón y Rivera; nr. 5, 83–89). Mit dem Gebiet der Feste und Bräuche befassen sich: *Alguns complexos culturais das festas joaninas* (Rossini Tavares de Lima; nr. 1, 17–28; *Johannis-Brauchtum*), *Festa dos cachorros* (Mário Ypiranga Monteiro; nr. 1, 29–43; *Lazarustag*), *As cavalhadas de Alagoas* (Théo Brandão; nr. 3, 5–46; *Reiterspiele und Ringstechen*), *Ameno Resedá, inovador do carnaval carioca* (Jota Efege; nr. 5, 5–22). Zum Kapitel Volksglauben gehören: *As bruxas da Ilha de Santa Catarina* (Franklin Cascaes; nr. 6, 125–130), *O homicídio mágico no folclore brasileiro* (Joaquim Ribeiro; nr. 1, 63–70), *Os astros no folclore capixaba* (Fausto Teixeira; nr. 2, 63–105; *Glaube im Zusammenhang mit Sonne, Mond und Gestirnen*), *A lenda das Amazonas; um exemplo da perdurabilidade das interpretações fantasiosas acerca de outros povos* (von unserem portugiesischen Freund Jorge Dias; nr. 2, 17–23). Einige Arbeiten behandeln Volkslied, Musik und Tanz: *Presença de romanceiro peninsular na tradição oral do Brasil* (Guilherme Santos Neves; nr. 1, 44–62), *Folclore musical de Parati* (Dulce Martins Lamas; nr. 2, 25–62), *Cancioneiro sergipano; sistemática sintética* (Paulo de Carvalho Neto; nr. 3, 63–90), *Lundu baiano, desafio coreográfico* (Marina de Andrade Marconi; nr. 5, 23–36; *Tanz*), *A mulher vestida de homem; versões baianas* (Hildegardes Vianna; nr. 6, 177–193; *Ballade*). Den Beschluss mögen die folgenden fünf Aufsätze machen: *O Boi-de-Mamão no litoral paranaense* (Fernando Corrás de Azevedo; nr. 6, 113–124; *Volksschauspiel*), *Rendas do Ceará; contribuição à nomenclatura e à classificação* (Valdelice Carneiro Girão; nr. 6, 131–169; *Klöppel spitzen, mit 104 Zeichnungen*), *Alimentos preparados à base da mandioca* (Mário Ypiranga Monteiro; nr. 5, 37–82; *Speisen aus Maniok*), *A sala de milagres de Iguape* (Oswald de Andrade Filho; nr. 4, 5–22; *Devotion und Votivbilder*), *João Ribeiro, mestre de folclore* (Renato Almeida; nr. 2, 5–16). – Wir hoffen und wir wünschen, dass diese Zeitschrift Bestand haben möge und in der gleichen, erfreulichen Weise weitergeführt werden könne.

Wildhaber

Allgemeines und Sammelbände

Festschrift zum 75. Geburtstag von Erich Seemann. Herausgegeben von Rolf Wilh. Brednich. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1964. XII, 181 S., 1 Porträtafel, mus. Noten. (Jahrbuch für Volksliedforschung, 9).

Das Erscheinen dieses Bandes erfüllt mit doppelter Freude: einmal wird damit des 75. Geburtstages des verdienten Volkslied-Forschers Erich Seemann in würdiger Weise

gedacht, und zum andern ist hier vom Deutschen Volksliedarchiv ein Anfang gemacht, das seit 1951 nicht mehr erschienene «Jahrbuch für Volksliedforschung» von neuem zu aktivieren.

Es ist nicht möglich, auf dem knappen Raum einen gerechten Eindruck von der Fülle des Gebotenen zu geben, und so müssen wir uns mit einigen wenigen Hinweisen begnügen. An den Anfang des Bandes ist das Geleitwort an den Jubilar gestellt, das *Helmut Dölker*, an Stelle des verstorbenen Freundes Harry Schewe, beigesteuert hat und das Seemanns menschliche Seite herzlich hervortreten lässt. Die umfangreiche wissenschaftliche Leistung des Jubilars dagegen wird deutlich in der vom Herausgeber zusammengestellten, am Schluss des Bandes abgedruckten Bibliographie der Seemannschen Schriften; schade, dass bei den Rezensionen die typographische Anordnung zum Teil missraten ist.

In diesen Rahmen menschlicher und wissenschaftlicher Würdigung hat der Herausgeber eine Reihe schöner Beiträge hineinzustellen verstanden: Den Reigen eröffnet der Aufsatz von *Bertrand H. Bronson* über «Folk-Song in the United States, 1910–1960. Reflections from a Student's Corner»; der Fortschritt technischer Übertragungsmittel und die Copyright-Entwicklung zwingen den Verfasser zu ernsten Befürchtungen um die Zukunft des echten amerikanischen Volksliedes. – Es folgt ein weitausholender Beitrag von *Wolfgang Suppan* über «Die Beachtung von 'Original' und 'Singmanier' im deutschsprachigen Volkslied». Die Problematik ist, vor allem auch im Historischen, von Walter Wiora bereits 1938 im «Jahrbuch» diskutiert worden; durch die heute immer wichtiger werdende Volkslied-Aufzeichnung auf Tonband verdient die Notationsfrage verstärkte Aufmerksamkeit. In einem Anhang werden denn auch Vorschläge zur Notierung von Volksliedmelodien nach Tonbandaufzeichnungen gebracht, Vorschläge, die das Deutsche Volksliedarchiv seit 1963 als Richtlinien anerkennt. – Fragen des Liedaustausches zwischen verschiedenen Gemeinschaften hat Seemann selber bearbeitet; in dieser Richtung lenken die vier nächsten Arbeiten: Zunächst ist zu nennen diejenige von *Wilhelm Heiske* über «Deutsche Volkslieder in jiddischem Sprachgewand», eine verständige Diskussion einzelner neuveröffentlichter «Lieder aus dem Ghetto», die sich als jiddische Umformungen ursprünglich deutschen Liedgutes herausstellen. «Ältere deutsche Lieder in schwedischer Überlieferung» geben *Bengt R. Jonsson* Anlass zu ähnlichen Beobachtungen: es lässt sich die Aufnahme deutscher Vorlagen und deren Beeinflussung durch Züge der schwedischen Ballade aufzeigen. *Zmaga Kumer* lässt sich über «Das Gottscheer Volkslied vom warnenden Vogel und seine slovenische Vorlage» vernehmen: das von Hauffen in seiner Monographie über die Gottscheer Sprachinsel seinerzeit als ursprünglich deutsch gewertete Lied wird als aus dem slovenischen Liedschatz stammend nachgewiesen. Das Problem des Liedaustausches steht im Mittelpunkt auch des Beitrages von *Lajos Vargyas* «Zur Verbreitung deutscher Balladen und Erzähllieder in Ungarn»; es wird aber bereits auch ein anderes in Seemanns eigenen Forschungen wesentliches Thema berührt, das der Beziehungen zwischen Volkslied und Volkserzählung. – Nach einer anregenden Kommentierung des neuerschienenen fünften Bandes der Pinck'schen «Verklingenden Weisen» sowie der erweiterten Neuausgabe der Heeger-Wüst'schen «Volkslieder aus der Rheinpfalz» durch *Joseph Müller-Blattau* und nach einer knappen Übersicht über «Einige Welser Flugblattlieder» aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch *Leopold Schmidt* folgen drei Studien, die alle dem vorhin genannten Thema «Volkslied – Volkserzählung» in irgendeiner Weise verpflichtet sind: *Archer Taylor* diskutiert «The Parallels between Ballads and Tales» und nimmt kritisch Stellung zu einigen von Morokoff im *Journal of American Folklore* 1951 vertretenen vollständigen Übereinstimmungen zwischen Volkserzählungen und Balladen der Child'schen Sammlung. *Rolf Wilh. Brednich* untersucht «Die Legende vom Elternmörder in Volkserzählung und Volksballade»; ausgehend von einer bisher ungedruckten Gottscheer Ballade gibt er eine Übersicht über einen mittelalterlichen Legendenstoff und sein Weiterwirken bis in die Sagen und Lieder des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei grosse Kenntnis vor allem auch der Literatur aus den Balkanländern beeindruckt. Den Reigen der Beiträge beschließt *Erik Dal* mit «Ahasverus in Dänemark»; die Arbeit ist, besonders auch bibliographisch, wohl fundiert und orientiert umfassend

über das Auftreten des Ahasver-Stoffes in Dänemarks Volksbüchern, Volksliedern, Volkglauben und Literatur¹.

Über das Zustandekommen dieser Festgabe freuen wir uns, zusammen mit dem durch sie Geehrten; es ist zu hoffen, dass der mit diesem neunten Band des «Jahrbuchs für Volksliedforschung» unternommene Neuanfang Auftakt zu weitern ebenso schönen und reichen Veröffentlichungen dieser Reihe sein möge. Martin Staehelin

Bibliography of Old Norse-Icelandic Studies, 1963. Edited by *Hans Bekker-Nielsen* and *Thorkil Damsgaard Olsen*. Kopenhagen, Munksgaard, 1964. 64 S.

Als Hilfsmittel für altnordisch-isländische Studien erscheint hier zum erstenmal eine Bibliographie von 333 Nummern, ungefähr aus den Jahren 1960–1963. Sie soll in Zukunft jährlich herauskommen und Textausgaben, Bücher, Aufsätze und Besprechungen umfassen. Sie möchte lieber selektiv sein als den Versuch unternehmen, das gesamte Schrifttum einzubeziehen. Die einzelnen Titel sind mit Anmerkungen versehen, die aber im wesentlichen erläuternde Zusätze und nicht kritische Beurteilungen sind. Zeitschriftenliste und Index erleichtern die Benützung. Das Heft wird eröffnet mit einem schönen Essay von Dag Strömbäck «The Dawn of West Norse Literature». Da die altnordisch-isländische Literatur ja auch für die Volkskunde eine wesentliche Bedeutung hat, soll der Fachwissenschaftler auf diese nützlichen Übersichtshefte hingewiesen sein. Wildhaber

Dagligliv i Danmark i det nittende og tyvende århundrede. 2. Bd. Redaktion: Axel Steensberg. Kopenhagen, Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, 1964. 720 S., zahlreiche Abb. und Taf.

Über den ersten Band dieser modernen, volkskundlich-soziologischen Volkskunde Dänemarks haben wir in dieser Zeitschrift 59 (1963) 103 f. berichtet; er umfasste den Zeitraum von 1790–1870. Der vorliegende zweite Band, welcher das Werk vollendet, führt von 1870 an weiter bis zur Jetzzeit. Er bringt den enormen Wandel der Kultur- und Geschmacksrichtungen innerhalb von ungefähr vier Generationen. Vieles davon wird höchstens aufgewiesen werden können – und auch dann nur, wenn man sich überhaupt eines entscheidenden Wandels bewusst wird –; zu historischen Einsichten und zu dauernden Werturteilen wird man keinesfalls gelangen können. Aber dass ein solches Werk wesentlich mithelfen kann, dass man das Fliessen und Verändern der Dinge, der Strukturen und Beziehungen sehen und beobachten lernt, ist doch ein wichtiges positives Element. Das andere, ebenso positive Element liegt im Beibringen von Materialien und Bilddokumenten aus den verschiedensten Quellen und in der volkskundlichen Auswertung und Einreichung dieser Dokumente. In diese Arbeit haben sich wieder eine Reihe von Mitarbeitern geteilt. Die Gesamtplanung lag bei Axel Steensberg; den Bildteil betreute Anders Bæksted. Die Themen, welche behandelt wurden, decken sich einigermassen mit denen des ersten Bandes. Sie lauten: Wandlung der Struktur und Bedeutung der Familie; Volks- und Familienfeste (Arbeiterfeste, «Karneval und Fasching», moderner Luciatag, der Nikolaus wird telephonisch bestellt); Unterhaltung und Belustigungen (moderne Revuen); Theater (in der Provinz, Dilettanten-Aufführungen); öffentliche Meinung, Presse und politische Parteien; Schulwesen; Glaube und Unglaube (innere Mission, Grundtvigianer); «Kunst» im Alltag; Gesundheit und Reinlichkeit; Wohlfahrtseinrichtungen; Gefängnis- und Strafwesen, Gesetzesübertretungen; Kleidung und Mode; Nahrung und Essen (Aufkommen der Konservenbüchsen und damit Umgestaltung des Menus, des Kochens und der Küche!); Landwirtschaft und ihre Mechanisierung; Wohnblock (Hochhausbauten!) und Eigenheim; Arbeit und Rolle der Frau im Haus (die «Hausmutter» wird durch den Staubauger und die Waschmaschine ersetzt); Inseraten- und Werbewesen; Handwerker; die erste Generation des Arbeiterstandes; Verkehr und Verkehrsmittel (Aufkommen von Auto und Flugzeug); Fischerei und Hafenarbeiter; Gärten und Parkanlagen; Bauen in der Landschaft (Städteplanung, Landesplanung). Fürwahr, eine reiche Mischung! Es tut im Grunde nichts zur Sache, wenn man einzelnes vielleicht doch eher als reine Soziologie

¹ Auch erschienen als Sonderausgabe: Nordisk Institut for Folkedigtning, Studier, 7. København, 1964.

und nicht mehr als Volkskunde ansehen wird. Unser Fach hatte die Ablehnung der grossmütterlichen Sentimentalität und falschen Romantik dringend nötig; in diesem Tun schiesst es vielleicht einmal über das Ziel hinaus. Aber nur auf diese Art wird es möglich sein, sich über Weg, Methode und Ziel zu besinnen. Hiefür ist das dänische Buch ein wirklich vorzüglicher Beitrag.

Wildhaber

Zvi Rudy, Ethnosoziologie sowjetischer Völker. (Wege und Richtlinien). Bern und München, Francke Verlag, 1962. 244 S., 34 Abb., 1 Karte. Leinen Fr./DM 24.50.

Das Bedürfnis, unterrichtet zu werden und auf dem laufenden zu sein über das, was in Russland auf ethnologisch-volkskundlichem Boden gearbeitet wird (ich verwende bewusst westliche Termini), ist im Westen unbestreitbar vorhanden, nicht nur, weil Alteuropa ohne Einschluss Nordasiens (Eurasiens) ein einseitiges Bild ergäbe, sondern auch, weil in Russland in letzter Zeit so manche hochinteressante Probleme (volkskundliche natürlich!) aufgegriffen und behandelt werden. Wir begrüssen also jede Möglichkeit, mit russischer Arbeitsweise und russischen Neu-Ergebnissen bekannt zu werden. In gewisser Hinsicht hat hier «Demos» gute Vorarbeit geleistet. Übersetzungen ganzer, wichtiger Aufsätze finden sich in der etwas teuren Zeitschrift: *Soviet Anthropology and Archeology. Translations from Original Soviet Sources*. New York 10, International Arts and Sciences Press, 156 5th Avenue; Jahrgänge 1 (1962/63) und 2 (1963/64), je 4 Hefte. Auch die neue amerikanische Zeitschrift *Journal of the Folklore Institute* (Indiana University, Bloomington, Indiana. Verlegt bei Mouton & Co., The Hague Holland) wird gelegentlich übersetzte Aufsätze bringen; denjenigen in der ersten Nummer (L. Zemljanova, *The struggle between the reactionary and the progressive forces in contemporary American folkloristics*, aus: *Sovetskaja Etnografija* 1962, nr. 4, 191–197) finde ich allerdings recht unglücklich, um nicht zu sagen dumm. Auf eine etwas primitiv-vereinfachte Formel gebracht heisst es: was nicht nach russischer Methode arbeitet, ist reaktionär. Das ist doch ungefähr gleich «scheuklappig» wie wenn wir sagen würden: die russische Methode ist arg reaktionär; wir schaffen schon längst mit moderneren Arbeitsmethoden. Beides wäre doch nur aneinander vorbeigeredet, weil die bestimmten Gegebenheiten ausser acht gelassen werden, aus denen heraus eine Methode historisch wächst. – Und gerade hier setzt Rudys Buch ein; es ist ein völlig ruhig-sachlich referierendes Werk, das einem erlaubt, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Er weist die neuen Möglichkeiten und Einsichten russischer Forschung in guter Weise auf; denn der Wert vieler russischer Arbeiten ist bei den meisten westlichen Kollegen unbestritten. Im speziellen wendet sich Rudy der Ethnosoziologie zu, d.h. der gesellschaftskritischen Betrachtungsweise in der Ethnologie. Er gibt zunächst einen knappen, geschichtlichen Überblick über die Situation der sowjetischen Völkerkunde während etwa der letzten 30 Jahre, dann eine Darstellung des ethnogenetischen Verfahrens. Darauf legt er uns dieses Verfahren an Hand einer gut überlegten, kritischen Würdigung von vier sowjetrussischen Studien über Tataren, Kubatschiner, Ewenken und kleinere Völker im Norden vor. All dies gibt ihm Gelegenheit, auf eine Menge neuer Materialien über Männerbünde, Matriarchat, Bärenkult, Schamanismus, Nachbarhilfe, Seelenvorstellungen und sozial-ökonomische Verhältnisse einzugehen. Er zieht immer wieder Vergleiche zu entsprechenden Forschungsweisen in westlichen Ländern; für Nordamerika findet die Methode der russischen Ethnosoziologie ohnehin ihre Parallele in der «social anthropology»: beide ziehen konsequent die Vorgeschichte mit ein; beide beschränken sich nicht auf die «primitiven» Gesellschaften. – Man darf Rudy auch dankbar sein für seine Anmerkungen, die Literaturhinweise (russische Titel sind in Umschrift zitiert), das Namenregister, das sehr nützliche Sachregister und für die beigegebene ethnographische Karte der sowjetischen Völker und Stämme.

Wildhaber

Kultura ludowa Wielkopolski. 2. Band. Hrsg. unter der Redaktion von Józef Burszta. Poznań, Wydawnictwo Poznańskie, 1964. 808 S., 289 Abb., 8 Farbtaf.

Der 2. Band des gut geplanten und gross angelegten Werkes über die Volkskultur Grosspolens ist in seiner Anlage und Durchführung gleich wie der erste, auf den wir in einer Besprechung in SAVk 56 (1960), Heft 1/2, 206f. hingewiesen hatten. Wieder sind

den 20 Aufsätzen, welche in diesem Band vereinigt sind, ausreichende englische Zusammenfassungen (mit leider recht vielen Druckfehlern und grammatischen Unbeholfenheiten) beigegeben. Es wäre wünschenswert, wenn in Zukunft auch zu den Abbildungen englische Texte (unter den Bildern oder am Schluss zusammengefasst) beigefügt würden; denn es handelt sich durchwegs um gutes Dokumentationsmaterial. Am Ende des Bandes finden sich ausführliche Personen-, Orts- und Sachregister (in polnischer Sprache). Auch der zweite Band ist der materiellen Kultur gewidmet, denn diese war, wie der Herausgeber betont, bis heute nur ungenügend erforscht. Die Themen der Aufsätze sind die folgenden: Namen von regionalen Gruppen (L. Gomolec); sie lassen teilweise auf frühere Gliederung und auf ethnische Besonderheiten schliessen. Gebäulichkeiten des Bauernhofes (J. Burszta und T. Wróblewski); der übliche Typus besteht aus Haus, Scheune und Schweinestall; reichere Bauern besaßen weitere Gebäulichkeiten; in einer Gegend finden sich sechseckige Scheunen. Viehzucht (M. Grycz); es werden auch damit verbundene Bräuche erwähnt (Viehkauf, erster Weidgang, Viehmedizin), doch des Verfassers Verständnis hiefür – sofern die Zusammenfassung richtig ist – ist nicht sehr gross, sein Interesse gilt mehr statistischen Produktionsziffern. Die volkskundliche Seite scheint wieder mehr zur Geltung zu kommen in der Darstellung der Schafzucht (W. Sobisiak); die Rolle des Schäfers in der Gesellschaft und die Linien der historischen Entwicklung. Bienenhaltung (W. Sobisiak); die Waldbienennutzung wird immer mehr zugunsten einer eigentlichen Zucht aufgegeben, beeinflusst durch ökonomische Zeitschriften; die verschiedenen Typen der Bienenstöcke; alter Glaube: Bienen «sterben» nicht wie Tiere, sie «verscheiden» wie Menschen. Gartenbau (J. Topolski); Gemüse-, Obst- und Kräutergarten; später werden für einige Zeit auch Kartoffeln und Tabak im Gartenbau gezogen. Sammelwirtschaft (J. Dydowicz) für Mensch (z. B. Pilze, Schnecken), Vieh (z. B. Nessel-futter) und für Bedürfnisse der Hausindustrie. Jagd (J. Burszta); Wildern für grössere Tiere und erlaubter Kleintierfang mittels Fallen, Schlingen und Netzen. Nahrung (B. Michalak); Hauptnahrungsmittel in historischer Wandlung; Mahlzeiten; festliche Mahlzeiten haben die Tendenz, über lange Zeiten gleich zu bleiben; Unterschiede zwischen Dorf und Stadt verschwinden zusehends. Hygiene, Wohn- und Schlafverhältnisse (A. Glapa). Mehrere Aufsätze befassen sich mit dörflichem Handwerk: Zimmermann (T. Wróblewski), Schreiner (St. Błaszczyk) mit Beispielen von bemalten Truhen und anderen Möbeln, Kübler (A. Wojciechowska), Wagner (A. Wojciechowska), Gerber (Z. Jasiewicz), Berufe im Zusammenhang mit der Bekleidung (St. Chmielowski). Verarbeitung von Horn, Knochen, Pferdehaar (der überall verbreitete Haarball für Kinder!), Federn und Muscheln (St. Chmielowski). Sägereien, Walkereien, Ölmühlen (Cz. Łuczak). Transport und Traggeräte (J. Burszta); Karren, Anspannvorrichtungen, Kummet und Joch, Schleife und Schlitten.

Wildhaber

Aurelio Rigoli, Il concetto di sopravvivenza nell'opera di Pitrè e altri studi di folklore. Caltanissetta/Roma, Ed. Salvatore Sciasia, 1963. 222 S. (Lo Smeraldo, 20).

Rigoli sammelt in diesem Band acht Studien, durchgesehen und auf den neuesten Stand gebracht, die zwischen 1957 und 1962 an verschiedenen Stellen veröffentlicht wurden. Sie betreffen mit einer Ausnahme (Ildefonso Nieri novelliere) die sizilianische Volkskunde; z.T. interpretieren sie die Gedankengänge grosser Volkskundler (Pitrè, Child, Salomone-Marino), z.T. reproduzieren und kommentieren sie aufgefundene Manuskripte, z.T. bringen sie aus dem Mund des Volkes gesammeltes Material. Im ersten Aufsatz zeigt Rigoli, wie Pitrè im grossen und ganzen die Auffassungen Tylor's über die survivals (sopravvivenze), wonach ethnologische Handlungen oder Tatsachen folkloristisch weiterleben und Taten und Instrumente der Erwachsenen sich in den Kinderspielen fortsetzen, übernimmt, dabei aber weitaus vorsichtiger bleibt. Ein zweiter Aufsatz berichtet über den Briefwechsel zwischen F. J. Child, der englische und schottische Balladen publiziert hatte, und Pitrè. Ein dritter zeigt, wie die Novellensammlungen, die Nieri bearbeitet hatte, als quellenkritische Dokumente vor dem Auge des strengen Wissenschaftlers vielleicht nicht bestehen können, in künstlerischer Hinsicht und als Dokumente des Lebens und Denkens

des lucchesischen Volkes von unschätzbarem Werte sind. Eine vierte Studie weist am Beispiel Salomone-Marinos die Gefahren auf, die vorurteilsloser Interpretation volksliterarischer Dokumente drohen, wenn sie aus vorgefasster (sogar archivalisch «erhärteter») Meinung heraus als unmittelbare, frische historische Quellen des «Volkes» genommen werden. Einige bisher unveröffentlichte Volksnovenllen aus einem Manuskript von Salomone-Marino und drei «Gebete» (besser Beschwörungen!) der «Seelen der enthaupteten Körper» beschliessen den Band; in diesem letzten Aufsatz wird das Fortleben einer eigenartigen Andachtsform und das Ineinander von Volksglauben und kirchlicher Purgierung deutlich. Zwei in dieser Aufzählung übersprungene Studien über das sizilianische Volkslied der «Baronessa di Carini» werden in der folgenden Rezension mitbearbeitet. Die Aufsätze zeichnen sich durch ihre saubere, knappe, wissenschaftliche Darstellung aus und sind, auch unabhängig vom Inhalt, methodisch wertvoll.

Iso Baumer, Bern

Rosaria Scardigno, Molfetta allo specchio come appare dal suo lessico. Molfetta, Angelo Alfonso Mezzina, 1963. 207 S.

Die Verfasserin hat vor einer Reihe von Jahren ein Wörterbuch des Dialektes von Molfetta (in Puglien an der Adria) herausgegeben. Sie hat eine Neuauflage dieses Wörterbuches benutzt, um den sprachlichen Reichtum und die Gestaltungskraft des volkstümlichen Ausdruckes inhaltlich geordnet vorzulegen und so einen Beitrag zur Psychologie des volkstümlichen Denkens zu geben. Das Material, das ihr sich am ergiebigsten erschliesst, sind Sprichwörter, Redensarten, volkstümliche Vergleiche und besonders bildhafte Ausdrücke. Diese Dialektbeispiele werden in einen etwas poetischen Begleittext verwoben, auf welchen der Wissenschaftler an und für sich gerne verzichten würde. (Er würde auch auf die Pünktlein bei allzu derben Ausdrücken verzichten; denn diese nützen sprachlich wahrhaftig nichts). Das Material als solches ist gut, witzig, oft auch derb und dann wieder rührend. Es ist nach grossen Übersichtsgruppen geordnet: Familie: Frau (sie kommt sich oft nur als Arbeitstier vor, deren es zu viele gibt: *fèmmene è flemmenénde ciende a solte*: donne e fiammiferi cento un soldo), Mann (der Wortschatz zu diesem Thema ist viel weniger ergiebig und weniger dramatisch), Hochzeit und Ehe, Eltern und Kinder, Haus, Freundschaft; Arbeit: die verschiedenen Berufe, bei denen natürlich Meerfahrt und Fischfang eine Rolle spielen: *u mére nén ave taverne*: il mare non ha taverne, non ha rifugi, *viaggénde, pipp'a longhe è vende vachénde*: marinaio da trasporto, pipa lunga e pancia vuota. Weitere Themen sind: Handel, Geld (Reichtum, Armut, Schulden), Dummheit, körperliche Eigenheiten, Gauner, Verwünschungen, tägliches Brot und Essen, Klagen und Schmerzen, Jenseits, Sünde, Teufel, Alter und Tod. Eine besondere Heraushebung verdient noch der Abschnitt über die Religion; hier sind eine Reihe von Patronen angegeben, z.B.: *S. Enne, tireue pe chénne*: Sant'Anna, tiralo per il collo (bei Geburten), *S. Mertine, ogn'è muste è vine*: a S. Martino ogni mosto è vino.

Wildhaber

Richard M. Dorson, Buying the wind. Regional folklore in the United States. Chicago and London, The University of Chicago Press, 1964. XVII, 574 S. \$ 7.95.

Dorson gibt sein neues, umfangreiches Buch als eine Art Ergänzung zu seiner «American Folklore» (1959) heraus; er behandelte dort im Abschnitt über «regional folk cultures» fünf Regionalkulturen, nämlich diejenigen der Maine Down-Easters, Pennsylvania Dutchmen, Southwest Mexicans, Utah Mormons und Ozarks. Im neuen Buch sind die Ozarks weggelassen, weil Vance Randolphs Bücher über ihre Volkserzählungen und Glaubensvorstellungen leicht erhältlich sind. Dafür sind drei neue solcher Regionalkulturen hinzugekommen: die Southern Mountaineers, Louisiana Cajuns und Illinois Egyptians. Für alle diese Kulturen will Dorson Texte geben, wissenschaftlich einwandfreie Volkskundetexte, welche Einblicke vermitteln sollen in die Art und Weise ihrer Erzählungen und Volksdichtung überhaupt und auch in ihre Glaubenswelt. Ganz wesentlich ist für Dorson die Qualität der Texte; sie sollen «roh» («raw»), unpräpariert, nicht literarisch aufgemacht oder pädagogisch verfeinert sein, sondern sie sollen das Material genau so wiedergeben wie es dargeboten wurde. (Das ist heute auch in Europa die übliche Forde-

rung für eine wissenschaftliche Ausgabe. Dass ich auch hiezu manches sagen liesse über den einzelnen Erzähler und seine Erzählkunst und -technik, über mögliche, ungewollte Beeinflussungen, über die ungewohnte Situation der Aufnahmen und was dergleichen Probleme mehr sind, wissen wir alle). In der Einführung gibt Dorson eine kurze Anleitung zum Sammeln des mündlichen Volkskundematerials («collecting oral folklore»). Was er dann für die einzelnen der sieben dargestellten Kulturen bietet, sind Texte, die er teilweise selbst gesammelt hat (Maine Down-Easters) oder die von anderen zuverlässigen Sammlern aufgenommen wurden oder die aus Büchern nachgedruckt sind, deren Material einwandfrei aus erster Hand stammt und wortgetreu aufgezeichnet wurde. Damit wird Dorsons Buch zu einer ganz hervorragenden, kritischen Materialsammlung, welche unbedenklich von jedem Forscher verwendet werden darf (und in Zukunft auch verwendet werden sollte!). Die gedruckten Originalquellen sind teilweise recht schwer auffindbar und nur in grossen Bibliotheken erhältlich, so dass man für diese Bereitstellung der Texte dankbar sein muss. Bei jedem einzelnen Abschnitt bietet Dorson eine kurze Einführung mit einer Charakteristik der betreffenden Kultur; er gibt die wichtigste Literatur an und erwähnt die volkskundlichen Bestrebungen innerhalb des Gebietes selbst. Die Texte sind ausserordentlich mannigfaltig und buntfarbig: Hexen und Geister tauchen auf, Märchen, Sagen und Schwänke sind vertreten, daneben gibt es Gruppen mit Sprichwörtern, Rätseln, Volksdramen und Volksliedern. Gelegentlich stehen Texte in einer regionalen Originalsprache wie etwa dem Pennsylvaniadeutschen oder dem Französischen der Louisiana Cajuns (das Wort ist eine Entstellung von Acadian); die neumexikanisch-spanischen Texte sind übersetzt. Bei allen ausgewählten Texten ist die genaue Herkunft oder Quelle verzeichnet; dort, wo es möglich ist, stehen auch die Typen- und Motivnummern. Diese sind am Schluss nochmals in einer übersichtlichen Liste zusammengefasst; dort finden sich auch eine grosse und gute Bibliographie aller zitierten Werke und Indices von Sachen, Orten, Personen, Gewährsleuten und Sammlern. Dass Dorsons Buch auch dem europäischen Volkskundler eine Fülle interessanten Materials und wichtiger Bezüge eröffnet, braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Wildhaber

Desarollo Cultural de los Mayas. Edit. *Evon Z. Vogt* und *Alberto Ruz Lhuillier*. Mexico, Universidad Nacional Autónoma de Mexico; Facultad de Filosofia y Letras: Seminario de Cultura Maya, 1964. 403 S.

Vom 6. bis 13. September 1962 wurde auf Burg Wartenstein ein von der Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research organisiertes Symposium abgehalten, dessen Thema die kulturelle Entwicklung der Maya war. Der 1964 von Evon Z. Vogt und Alberto Ruz Lhuillier herausgegebene Band: Desarollo Cultural de los Mayas fasst die meist leicht überarbeiteten Beiträge der elf Symposiumteilnehmer zusammen. Die Titel dieser Beiträge lauten: Evon Z. Vogt (Cambridge, USA): The Genetic Model and Maya Cultural Development; Norman McQuown (Chicago, USA): Los Origenes y la Diferenciacion de los Mayas segun se infiere del Estudio comparativo de las lenguas Mayanas; Terrence S. Kaufman (Berkeley, USA): Materiales Linguisticos para el Estudio de las Relaciones internas y externas de la Familia de Idiomas Mayanas; Gordon R. Willey (Cambridge, USA): An Archaeological Frame of Reference for Maya Culture History; Tatiana Proskouriakoff (Cambridge, USA): El Arte Maya y el Modelo Genetico de Cultura; Alberto Ruz Lhuillier (Mexico City, Mexico): Influencias Mexicanas sobre los Mayas; Günther Zimmermann (Hamburg, BRD): La Escritura Jeroglifica y el Calendario como Indicadores de Tendencias en la Historia Cultural de los Mayas; John Graham (Berkeley, USA): Sobre la Escritura Maya; Munro S. Edmonson (New Orleans USA): Historia de las Tierras Altas Mayas, segun los Documentos Indigenas; Sol Tax (Chicago, USA): Cultural Differences in the Maya Area: A 20th Century Perspective; Alfonso Villa Rojas (Mexico City, Mexico): Patrones Culturales Mayas Antiguos y Modernos en las Comunidades Contemporaneas de Yucatan; Henning Siverts (Bergen, Norwegen): On Politics and Leadership in Highland Chiapas; Evon Z. Vogt (Cambridge, USA): Summary and Appraisal. Jeder Beitrag ist mit der zugehörigen Bibliographie versehen.

Im Mittelpunkt des Symposions standen einige Fragen, deren Diskussion sich die Symposionteilnehmer besonders angelegen sein liessen. So untersuchten sie, in welchem Ausmass neue Ergebnisse der Mayaforschung unter dem Winkel des genetischen Modells betrachtet werden können, wie weit archäologische und linguistische Daten herangezogen werden sollen, was man über alte und moderne Maya-Gemeinschaften weiss, und schliesslich, welche Forschungsstrategie zur weiteren Entzifferung der Mayaglyphen angewendet werden soll. Da die Symposionteilnehmer alle mit zu den besten Kennern der Mayaforschung zählen, ist der 403 S. starke Band für Mayaforscher und Mexikanisten unentbehrlich. Für die Volkskunde wichtig sind besonders die Aufsätze: *Cultural Differences in the Maya Area*, *Patrones Culturales Mayas Antiguos y Modernos en las Comunidades Contemporaneas de Yucatan*, sowie *On Politics and Leadership in Highland Chiapas*. Die Autoren versuchen, kulturelle Unterschiede innerhalb des Mayagebiets zu lokalisieren, zu zeigen, wie sich alte Institutionen und religiöse Elemente bei den heutigen Maya erhalten haben, und schliesslich, zu untersuchen, bis zu welchem Grad zwei verschiedene Administrationssysteme (der Indios und der Ladinos) im Hochland von Chiapas kooperieren oder einander beeinträchtigen.

G. Baer

Das Volkskundliche Institut an der Universität Turku/Finland gibt seit 1959 unter der Leitung von Ilmar Talve eine kleinere Schriftenreihe «*Scripta ethnologica*» heraus; sie ist unterdessen auf 18 Nummern angewachsen. Vor uns liegen die letzten drei Hefte:

Heft 16: *Ilmar Talve*, *Kannakselainen säärikokko*. 19 S., 8 Abb. Deutsche Zusammenfassung: Das Johannisseuer auf der karelischen Landenge. – Das für das Johannisseuer im östlichen Teil der karelischen Landenge gebaute Gestell ist ohne Entsprechung in den anderen Teilen Finlands. Es bestehen zu seiner Erklärung die Möglichkeiten der Vermittlung durch die in Petersburg ansässige deutsche Bevölkerung oder dann einer autochthonen Entwicklung.

Heft 17: *Lauri Honko*, *Siirtymäritit*. 29 S. Englische Zusammenfassung: *The rites of passage*. – Ausgehend von van Gennep will Honko die verschiedenen Arten des Überganges von einem Zustand in einen anderen klären; dieser Übergang kann, seiner Auffassung nach, nur das Individuum oder dann eine ganze Gruppe angehen. Zudem können die Übergangsriten manchmal ganz verschieden interpretiert werden.

Heft 18: *Ilmar Talve*, *Arbeit und Lebensverhältnisse der finnischen Bahnbauarbeiter und Eisenbahner*. 40 S., 22 Abb. – Den schon früher erschienenen schwedischen, norwegischen und dänischen Arbeiten zu diesem Thema reiht sich nun die finnische an. Die durchaus nicht einheitliche Berufsgruppe der Eisenbahner – sie fällt auseinander in Bahnbauarbeiter, Bahnwärter, Stationspersonal, Zugpersonal – eignet sich wegen ihrer überschaubaren Entwicklung im Verlauf von rund 100 Jahren besonders gut für sozialgeschichtliche Forschungen. Das Institut für Volkskunde in Turku besitzt ungefähr 160 Schilderungen von Eisenbahnern über ihr Leben und ihre Arbeit. Während die Bahnbauarbeiter eine wandernde, geschlossene Arbeitsgruppe bilden (ähnlich wie heute die Arbeitsgruppen bei Tunnelbauten, Staudämmen, Bergstrassen und ähnlichen Vorhaben), erinnert das Leben der Bahnwärter am ehesten an die Verhältnisse der eigentlichen Landbevölkerung; Stations- und Zugpersonal gehörten öfters zu den ländlichen Standespersonen. In einzelnen Arbeitsgruppen sind Aufnahmeprüfungen (Geschicklichkeits- und Kraftproben) und Einkäufe für Neulinge üblich.

Wildhaber

Sitte, Brauch, Fest

Rudolf Kriss, *Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land*. 2. erweiterte Auflage. Berchtesgaden, Verlag Berchtesgadener Anzeiger, 1963. 247 S., 34 photographische Abbildungen, Strichätzungen im Text.

Nachdem die erste Auflage dieser 1947 erschienenen Publikation längst vergriffen ist, hat sie der Verfasser erfreulicherweise in stark erweiterter und überarbeiteter Form neu

herausgegeben. Zudem ist der Hauptteil jener schon 1942 publizierten Schrift: «Das Berchtesgadener Weihnachtsschiessen und verwandte Bräuche» sinnvoll in den Text eingegliedert. In der sehr instruktiven Einleitung setzt sich Kriss mit allgemeinen Brauchtumserwägungen auf der Grundlage der Volksglaubensforschung auseinander, indem er die geistigen und naturgegebenen Voraussetzungen für die Brauchformen aufzeigt. Der ganze Stoff erscheint dann in drei Gruppen gegliedert: nach Festkreisen geordnet der Jahreslauf, welcher an Seitenumfang den Lebenslauf gut um das Vierfache übersteigt und im letzten Kapitel: «Bäuerlicher Alltag und höhere Mächte» werden Wirtschaftsweise und Sachkultur sowie das dem Verfasser besonders vertraute Wallfahrtswesen anschaulich geschildert und in den grossen Zusammenhängen gesehen.

Als einst selbständiges geistliches Fürstentum konnte Berchtesgaden ein besonders reich entfaltetes religiöses Brauchtum entwickeln. Es blieb vor allem im kirchlichen Bezirk erhalten und wird heute wieder speziell gepflegt. So ist etwa beim sog. Weihnachtsingen, welches nach dem Zweiten Weltkrieg eine besondere Kräftigung erfuhr, ähnlich wie bei der Ausgestaltung des Brauches der Herbergssuche, ein starker, pfarrherrlicher Einfluss spürbar. (Dem Verfasser verdanken wir in jedem einzelnen Fall ausführliche Hinweise auf die geschichtliche Entwicklung der Bräuche.)

Brauchbiologisch interessant dürfte außerdem die Neueinführung der ursprünglich evangelischen Weihe der Adventskränze sein, während sich bei den sonstigen alteingesessenen Gewohnheiten meist eine auffällige Brauchwanderung aus den Bauern- in die Bürgerhäuser zeigt. Dass sich ein solcher Reichtum an lebendigem Standesbrauchtum trotz der Gefahr der Nivellierung behaupten konnte, dies hängt natürlich stark ab vom bäuerlich-bürgerlichen Selbstbewusstsein, das innerhalb der veränderten Umwelt des Fremden- und Kurortes erstaunliche Abwehrkräfte entwickelte. Und doch auch hier wie überall: «Es gibt sehr zu denken, dass kaum einer der bäuerlichen Grundbesitzer, so gerne er vielleicht auch seine Tracht tragen mag, sich davon abhalten lässt, Grundbesitz an Fremde zu verkaufen.» Am traditionsstärksten geblieben sind wie immer die Riten des Lebenslaufes, besonders im Totenkult, wo die Totenbrettersitte noch zur Erinnerung weiterlebt. Aber auch das Hochzeitsbrauchtum, dessen charakteristisches Element die barockisierenden Hochzeitsreden sind, hat seinen alten Glanz behauptet. Die trefflich ausgewählten Aufnahmen von rezenten Brauchhandlungen stellen eine wertvolle Bereicherung dieses den engen Rahmen einer Monographie überschreitenden, vorbildlichen Buches dar, dem ein Sachregister von Leopold Schmidt beigefügt ist. Walter Tobler

Walter Hävernick, «Schläge» als Strafe. Ein Bestandteil der heutigen Familiensitte in volkskundlicher Sicht. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte, 1964. 201 S., 43 Abb., 12 Diagramme. (Volkskundliche Studien, 2).

Der Verf. hat sich in letzter Zeit in den von ihm zusammen mit Herbert Freudenthal redigierten «Beiträgen zur deutschen Volks- und Altertumskunde» (Bd. 7 und 8) grundsätzlich zu den Zielen der Volkskunde geäussert. Dabei bemühte er sich u.a. um eine scharfe Fassung des für seine Untersuchungen zentralen Begriffes der Sitte, den er nicht in verwässerter Weise verwendet haben will für unwichtige Gewohnheiten, deren Unterlassung höchstens ungebräuchlich, niemals aber unsittlich ist. Unter Sitte versteht Hävernick die von der volkstümlichen Mentalität auf bestimmten Lebensgebieten (namentlich in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern und zwischen den Mitgliedern der Familie) geforderten Verhaltensweisen, welche der führende Soziologe Peter Hofstätter als «unumstössliche Selbstverständlichkeiten» bezeichnet hat. In seinen Arbeiten über die Kleidungssitten der Hamburger Kinder und Jugendlichen (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 1959 und 1962) hatte sich Hävernick bereits erfolgreich auf das Gebiet der Sittenforschung begeben; was er uns heute vorlegt, ist eine auf Grund mühsamer Großstadt-Feldforschung entstandene Studie, durch die wir erstmals verlässlich erfahren, ob, wie weit und in welcher Art und Weise innerhalb der Bevölkerung eines räumlich begrenzten Gebietes (der Freien und Hansestadt Hamburg) die Kinder von ihren Eltern planmäßig durch Schläge mittels der flachen Hand oder bestimmter Instrumente (Rute, Stock,

Teppichklopfer, Kleiderbügel) bestraft werden. Die angestellten Untersuchungen erstrecken sich auf 668 Familien verschiedener sozialer Schichten.

Wer hierzulande die Äusserungen der öffentlichen Meinung über das heikle Thema der Körperstrafe verfolgt, wird erstaunt sein, zu vernehmen, dass 85 % der Hamburger Eltern ihre Kinder bei groben Verstößen durch «Schläge auf das Hinterteil» züchtigen. Es ist ein wichtiges Verdienst des Verfassers, auf die Diskrepanz zwischen der sich nur zäh und langsam wandelnden Familiensitte und der raschlebigen öffentlichen Meinung hingewiesen zu haben. Die letztere wird von Parlamenten, von der Presse, von der Wissenschaft – d.h. von Einzelpersonen der Oberschicht gemacht, wobei in unserem speziellen Falle oft die ausser Gebrauch gekommene Prügelstrafe für Erwachsene und die Kindesmisshandlung mit der in der Familiensitte wurzelnden Körperstrafe in den gleichen Topf geworfen werden. Es gelingt dem Verfasser überzeugend darzutun, dass sich der Prozentsatz der Eltern, die Schläge als Erziehungsmitel anwenden, im Laufe der Jahrzehnte seit 1910 trotz des wachsenden Druckes der öffentlichen Meinung und der Gesetzgebung, die das Züchtigungsrecht der Lehrer und Lehrmeister abbaute, nur unwesentlich vermindert hat. Die wachsende Gleichberechtigung der Frau mit Bezug auf das Familienregiment spiegelt sich in der Tatsache, dass der Vollzug der Strafe immer mehr auf die Mütter übergeht. Eingehend schildert Hävernick die verschiedenen Formen der «Technik» der Körperstrafe. Was man sich unter «Schlägen» überhaupt genau vorzustellen hat, wird im Illustrationsteil an Hand zahlreicher vorzüglich kommentierter Karikaturen aus Witzblättern gezeigt. Vorbildlich ist klare Herausarbeitung des «Rituellen» an der häuslichen Sitte, bei der es sich nie um eine planlose Schlägerei oder gar um das Messen von Körperkräften handelt. Die festen Formen (Rücksprache mit dem Betroffenen, Herbeiholen von Rute oder Stab, gemeinsamer Gang zum Raum, der durch die Tradition zum Orte solcher Handlungen bestimmt ist, Strammziehen der Hose usw.) bewirken, dass sich die Kinder der Züchtigung nicht als einem Akt der rohen Gewalt beugen, sondern sich der Sitte unterwerfen. Über die Einstellung der Betroffenen verschiedener Altersstufen zur Körperstrafe (Einsicht in deren Notwendigkeit, Gefühl der Gewissensentlastung und Wiederherstellung von «Rang und Stand»), Einsicht, dass die Strafe als «Sperrgitter» vor dem Abgleiten in kriminelle Gewohnheiten schützt) hat Hävernick sorgfältige Untersuchungen vor allem bei Maschinenschlosserlehrlingen einer Hamburger Firma angestellt. Eindrücklich ergibt sich die Erkenntnis, dass «Schläge» als Strafe von der grossen Mehrheit der Jugendlichen nicht als entehrend aufgefasst werden, dass aber die Berührung mit Jugendgerichten zu Ausstossungsreaktionen der Gemeinschaft gegenüber jugendlichen Sünden führt und sie um Rang und Stand bringt.

Die Untersuchung Hävernicks ist ein Beleg dafür, dass die Gegenwarts- und Großstadtvolkskunde, falls sie die herkömmlichen Kategorien der Volkskunde nicht einfach kritiklos übernimmt, durchaus zu gültigen Ergebnissen gelangen kann, die in unserem Falle nicht nur für den Volkskundler, sondern auch für den Pädagogen und den Psychologen äusserst wertvoll sein dürften.

A. Niederer

Hermann Goja, Die österreichischen Schützengilden und ihre Feste 1500–1750. Studien zu ihrer Geschichte. Wien, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs 1963. 150 S., 2 Taf.

Unzweifelhaft lebt in den Schützenvereinen der Gegenwart und in ihren Festen vielerlei Altertümliches weiter. Der vorliegenden Arbeit geht es vor allem darum, an Hand bisher unbekannter österreichischer Dokumente die traditionellen Elemente aufzuzeigen. Dabei ergibt sich, dass vorab das Kaiserhaus und der Adel das Armbrustschiessen jahrhundertelang bewusst als Überlieferung gepflegt haben. Goja hat schon darum sicher recht, wenn er die Schützenfeste nicht als Erfindung der bürgerlichen Milizen betrachtet. Auch seiner Anknüpfung an die Leichenspiele für Patroklos bei Homer können wir nur zustimmen, bedauern aber, dass er Karl Meulis bahnbrechenden Aufsatz über den Ursprung der olympischen Spiele (Die Antike 17, 1941) nicht kennt und statt dessen die Beliebtheit des Schießsports dauernd mit dem «Unbewussten» erklärt und des Rätsels Lösung mit der

folgenden Formel gefunden zu haben glaubt: Das Vogelschiessen «hatte kultischen Charakter und war eine Darstellung der Magischen Flucht» (134). Völlig entgangen ist ihm auch die überreiche schweizerische Literatur zum Schiesswesen; hätte er im weitern Georg Baesekes Untersuchungen über die Pritschmeisterpoesie (in der Neuausgabe zu Fischarts «Glückhaftem Schiff», Halle 1901) gelesen, so wäre seine Deutung der Pritschmeister möglicherweise etwas weniger «psychoanalytisch» ausgefallen. Auch was wir über die Entstehung der «Gilden» hören, bleibt im Vagen stecken; es wird nicht einmal klar, ob der Terminus «Gilde» in Österreich gut verankert ist. – Die konkreten Angaben über alte Schützenfeste decken sich nicht selten bis in Einzelheiten mit dem, was man aus der Schweiz (bereits seit dem 15. Jh.!) kennt; solche Übereinstimmungen erklären sich so wenig wie die Ähnlichkeit vieler Schützenstatuten mit «einer gleichen Bewusstseinslage, nämlich dem Unterbewusstsein» (113), sondern ganz schlicht mit der engen Verbindung, welche die Schützenfeste als Besuchsfeste schufen. (Laut S. 19 nahmen 1574 auch zwei Zürcher an einem grossen Fest in Innsbruck teil.) Der Wert dieser Publikation beruht also auf den mitgeteilten Dokumenten (wobei die Druckfehler gerade knapp unterhalb der Grenze des Tolerierbaren bleiben). Trümpy

Karl Schädler, Die Lederhose in Bayern und Tirol. Ein Beitrag zur Kostüm-, Trachten- und Zunftgeschichte. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1962. XI, 204 S., 46 Fig. im Text, 62 Abb. auf Taf., 2 Farbtaf. (Schlern-Schriften, 219).

Der Verfasser dieser Hosen-Monographie ist Nationalökonom, Kaufmann und Kürschnermeister. Er setzte sich zur Aufgabe, die zahlreichen, schier unübersehbaren Nachrichten aus Zeitschriften und Zeitungen zusammenzubringen und kritisch zu sichten, durch Material aus Museen zu ergänzen und vermittelst Archivquellen in die historische Tiefe vorzustossen. «Mit Hilfe des trachten- und kostümgeschichtlichen Schrifttums will die Arbeit versuchen, die Entwicklung der Lederhose in Bayern und Tirol in einem grösseren kultur- und wirtschaftshistorischen Rahmen zu sehen.» Die Lederhose ist ja eines der Kleidungsstücke, die uns immer noch als ein typisches Trachtenstück erscheinen wollen, beinahe als eine Art Ausweis stammhafter Zugehörigkeit. Für das Tirol lässt sich auf jeden Fall nachweisen, dass mit dem Jahr 1909, dem Jahr der Jahrhundertfeier der Tiroler Befreiungskriege, manche Schützenkompanien und dörfliche Musikkapellen neu eingekleidet wurden, wobei die Lederhose dazu gehörte. – In einem ersten Teil bringt der Verfasser alle ihm erreichbaren Belege zur Geschichte und Entwicklung der Lederhose; er fängt an mit den Lederbundhosen bei den Persern, geht über zu den Germanenstämmen von der Bronzezeit bis zum Ende der Völkerwanderung, dann zu den Römern und endlich zu den Formen der Beinbekleidung vom Mittelalter bis etwa 1800 (Beinlinge, Strumpfhose, Kniehose, Bundhose, Pantalons). Im einzelnen mag man hier sicherlich etwa den Eindruck bekommen, dass es sich bei der verwendeten Literatur häufig nicht um «Erst»-Literatur handle und dass die kritische Sichtung gelegentlich etwas strenger sein dürfte, aber anderseits muss man ebenso hervorheben, dass vieles durch den Einbezug von Kleiderordnungen und Weistümern und aller Arten von Illustrationen gesichert wird. Dieses Gefühl der «Sicherheit» erhöht sich dann in den folgenden Abschnitten, welche mehr die technische Seite behandeln und wo der Verfasser eben als Fachmann sprechen kann. Alles was er hier anführt über die Näharten, Steppereimuster, Stickereien, Färbe-techniken und Ledersorten, aber ebenso sehr über die zünftigen Aspekte der verschiedenen lederverarbeitenden Handwerker, ist wohlfundiert. Das gleiche gilt von den beiden Exkursen über die Hosenträger und den Geldgürtel. Der kleine Schlussabschnitt über die «Lederhose im Brauchtum und bei religiösen Veranstaltungen» scheint mir nicht mehr so überzeugend zu sein; beim Brauchtum spielt die Hose als solche die entscheidende Rolle, und bei den religiösen Veranstaltungen tritt das Trachtenmässige und Militärische in den Vordergrund, wobei die Lederhose doch mehr zufälliges, momentanes Trachtenstück zu sein scheint. – Der Anhang bringt zuverlässige und gute Auszüge und Abdrucke aus Hinterlassenschafts-inventaren und Zunftordnungen. Die gutgemeinte und umfangreiche Literaturzusammenstellung hätte gewonnen, wenn ein philologisch geschulter Betreuer auf peinliche Gleichmässigkeit geachtet hätte. Wildhaber

Hélène Tremaud, Les Français jouent aux quilles (des «quilles au bâton» au bowling). Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1964. 179 S. mit 19 Zeichnungen und 44 Photographien.

Verf. hat sich durch Studium älterer Literatur und durch eine schriftliche Befragung über das Kegelspiel, seine Verbreitung und seine Spielregeln informiert. In einem ersten Kapitel wird das Kegelspiel gegen andere ähnliche Spiele abgegrenzt. Schön zeigt Verf., dass grosse Vorsicht am Platze ist, weil der Name quilles nicht ausschliesslich auf unser Spiel schliessen lässt, sondern oft für andere Spiele verwendet wurde. Auch allen Frühdatierungen gegenüber ist Verf. mit Recht zurückhaltend; erst bildliche Darstellungen im Mittelalter erlauben uns, auf das eigentliche Kegelspiel zu schliessen. Recht ergiebig sind auch die Hinweise, die aus alten behördlichen Verboten zu gewinnen sind, eine wohl zu beachtende Lehre für ähnliche Arbeiten. Das zweite Kapitel, das dem eigentlichen Gegenstand gewidmet ist, versucht zuerst, sich über den soziologischen Aspekt des Spiels Rechenschaft zu geben. Es wird aufgezeigt, wie das Spiel früher (und auch heute noch) vor allem von den Besitzern der Spielplätze, den Wirten, als Anlockungsmittel verwendet wurde. Sehr interessant sind auch die Beobachtungen über die ausgesetzten Preise und über die verlangten Einsätze, die oft sehr bedeutend waren und Ursache zu den Verboten waren. Eine weitere Beobachtung, die auch auf andern Gebieten gemacht werden kann, ist die, dass das Spiel, das der heutigen Generation nicht mehr viel zu sagen hat, durch Gründung eigentlicher Vereine und Clubs, die regionale und Landeswettspiele veranstalten, gehalten werden kann. Die reine Unterhaltung genügt nicht mehr; eigentliche Wettkämpfe mit Siegerkrönung und grosser Publizität vermögen auch Junge wieder anzulocken. Nach der Darstellung der technischen Einzelheiten werden die Spiele an Hand der Kegelzahl eingeteilt, ein etwas einfaches Prinzip, das aber doch zeigen kann, dass heute vor allem noch die Spiele mit 9 Kegeln weiterleben. Der Abdruck einzelner Antworten von Gewährsleuten verleiht der etwas trockenen Materie Relief, und die vielen Zeichnungen tragen viel zur Klarheit der Darstellung bei. Nur das frisch importierte amerikanische Spiel mit 10 Kegeln vermag, von Fremdenzentren aus lanciert, die alten Spiele zu konkurrenzieren. Ein Blick auf verwandte Spiele und eine Übersicht über die Anspielungen auf das Spiel in der Literatur schliessen den Band ab.

Den Schweizer Leser wird es vor allem interessieren, dass die noch vereinzelt vorkommenden, indirekten Spiele mit einem Wall an der Seite der Bahn jenseits der Grenze vor allem im Burgundischen eine natürliche Fortsetzung finden. Ausserdem ist auch bei uns eine Unifizierung zu beobachten. Regionale Eigentümlichkeiten verschwinden, weil der Landesverband sie nicht anerkennt oder weil die modernen automatischen Bahnen solche Spielarten überhaupt nicht mehr erlauben. Jeder Freund des volkstümlichen Spiels wird in dieser Veröffentlichung reiche Anregung und viele Hinweise finden. W. Egloff

Religiöse Volkskunde und Volksglauben

Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen des religiösen Volksglaubens. München, Callwey, 1963. 186 S., 414 Abb.

Der Verfasser bietet hier viel mehr als nur einen Katalog durch die von ihm in so instruktiver Weise aufgebaute Sammlung Kriss im Bayerischen Nationalmuseum München. Sein Buch ist geradezu ein phänomenologischer Wegweiser für das Gesamtgebiet des religiösen Volkslebens, insofern dieses vermittelst Bilder und Zeichen seinen Ausdruck findet. Ausgehend von der Tatsache, dass im katholischen Konfessionsbereich seit je das Bild dominiert, als sinnenansprechende Konkretisierung der Glaubensgehalte, wird die wechselnde Einstellung der offiziellen Kirche zum volkstümlichen Bildkultus verfolgt und mit den naturgegebenen Bedürfnissen des einfachen Menschen, der sich geistige Gehalte immer wieder in sinnlich konkreter Gestalt aneignen muss, konfrontiert. Kriss-Rettenbeck analysiert und vergleicht alle Vergegenständlichungen aus der volksreligiösen Vorstellungswelt nach ihrer Herkunft und ihren Anwendungsmöglichkeiten. Natürlich bietet gerade der besonders sinnhaft eingestellte Bildkult (als stellvertretendes Mittel

zur Kontaktnahme mit göttlichen Personen) günstige Handhabe für das Abgleiten volkstümlicher Praktiken in Aberglauben, Magie und Zauberei. Eingehend schildert der Verfasser die verschiedenen Formen und Konkretisierungsmöglichkeiten der Andacht phänomenologisch begründet aus der Haltung des traditions- und gemeinschaftsbestimmten Menschen heraus. Der Anwendungsbereich des Bildes sowie weiterer volkstümlicher Andachtsmittel und Heilsgeräte wird sorgfältig abgeschritten. – Dabei kommt er im 2. Kapitel vom Gebrauch her auf die Sakralisierung der Materie und die Zeichengestaltung zu sprechen. Im 3. Kapitel: «Tod und Heilserwartung» wird der Ausbildung von Gedenkzeichen und Gedenkbildern nachgegangen, während das Thema: «Heilsgeschehen und Jesusfrömmigkeit» sich mit der Ausbildung des kirchlichen Festbrauchtums im Jahreslauf und dem Passionserlebnis befasst. Unter dem Titel: «Die Gegenwart des Heiligen» stellt der Verfasser die Entwicklung volkstümlicher Kult- und Verehrungsformen in zeitlicher, örtlicher und persönlicher Hinsicht dar. Symbolik und Funktion der heiligen Personen in Legende und Kultpraxis werden miteinander konfrontiert und die Ausgestaltung aller ikonographisch wichtigen Typen erscheint in aufschlussreicher Beleuchtung. Dies führt dann im Schlusskapitel zur eingehenden Erörterung des Votivkultes, in dem diese Bilder- und Zeichenwelt geradezu kulminiert. Gemäss dem Motto: «Heiligung und Heilung» liegt der Schwerpunkt dieser Betrachtung nicht auf der Formalentwicklung verschiedenster Votivalien, sondern L. Kriss versucht wiederum, wie seinerzeit in seinem Buch: «Das Votivbild», eine Sinndeutung der vielfältigen Weiheformen nach ideellen und materiellen Intentionen, die zum Votationsakt geführt haben. Dabei wird das Motiv der «Anhimmstellung» unter den Schutz des Heiligen neuerdings ins Zentrum gerückt. Die den Nichtfachmann vielleicht etwas abstrakt anmutenden Kapitelüberschriften machen deutlich, unter welchen religionsphänomenologischen Gesichtspunkten der Verfasser ein äusserst komplexes vielschichtiges Material zu ordnen weiss. Wenn er es auch dem Leser mit diesem gründlich durchdachten Werk nicht immer leicht macht, so verdanken wir ihm als in allen Grenzgebieten versiertem Volkskundler doch eindringlichste Aufklärung über Herkunft und Bedeutung all dieser auf die Andacht bezogenen Devotionalgegenstände und Phänomene.

Es ist ein sehr persönlich geformter Forschungskommentar, der die seit einem halben Jahrhundert erarbeiteten Resultate der religiösen Volkskunde eingehend in Betracht zieht. Zudem wird alles hervorragend illustriert durch einen fast tausend Bilder umfassenden Abbildungsteilkatalog, auf welchem die ganze Vielfalt der einzigartigen Spezialsammlung Kriss schön zur Geltung kommt. Sämtliche, oft mehrere Objekte darstellenden, durchwegs trefflichen Photos sind systematisch geordnet den einzelnen Kapiteln beigegeben und stehen durch ein Abbildungsverzeichnis, verbunden mit den Sammlungsinventarnummern, weiterer wissenschaftlicher Auswertung offen. Die Tatsache, dass auch vom Anschauungsmaterial her keine einseitige Betrachtung der Devotionalia erfolgt, indem stets Verbindung zur motivmässigen Betrachtung von Objekten der Volkskunst in Möbel und Keramik gezeigt werden, spricht für die erfreuliche Zusammenarbeit von Volksglaubens- und Volkskunstforschung in München. Der sachlichen Berichtigung wegen sei lediglich angemerkt: In Abb. 49 kann die Herkunft des «Ex libris» eines Psalmenbuches niemals Franken sein, sondern weist ganz eindeutig in die thurgauische Bodenseegegend, zumal darauf Arbon und Salmsach als Ortsbezeichnungen genannt werden. W. Tobler

Leonhard Intorp, Westfälische Barockpredigten in volkskundlicher Sicht. Münster/Westfalen, Verlag Aschendorff, 1964. 174 S. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 14).

Die bedeutsamen Ergebnisse, die Elfriede Moser-Rath aus «Barock»predigten des süddeutschen Raumes gewonnen hat, veranlassten den Verfasser, über 2000 erhaltene Predigten aus dem westfälischen Raum (vorwiegend von katholischen Geistlichen) auf ihren volkskundlichen Gehalt hin zu untersuchen. Die Ergebnisse haben die Mühe gelohnt: besonders plastisch treten die Bemühungen der Jesuiten um die Hebung der Moral hervor. Weiter wird dem Leser deutlich, wie über die Predigten eine grosse Zahl volkstümlicher

Anschauungen ins Volk gelangen konnte, etwa die phantastischen Erzählungen von Tieren, wie sie schon im «Physiologus» vorkommen. Einer fügte in seine Predigt die Erzählung von Odysseus und den Sirenen ein (141); hätte sich diese Geschichte im Volk bis heute gehalten, so würde die Schule C. G. Jungs sofort von einem Archetypus sprechen! Dass die westfälischen Prediger (meist stammten sie, wie der Verf. nachweisen kann, aus dem Lande selbst) weniger gern erheiternde Geschichten in ihre Predigten einflochten als ihre bayerischen Kollegen, darf man füglich als Beitrag zum Problem des «Volkscharakters» verbuchen. Dagegen ist ein Vorbehalt gegenüber dem vom Verf. immer wieder beschworenen «Barockmenschen» gerade von der Volkskunde her am Platze: Er selbst widerlegt die Realität dieses Phantoms, wenn er erwähnt, dass neben der prunkvollen Rede auch die bewusst schlicht gehaltene Anklang fand, was zeige, «dass damals wie zu allen Zeiten verschiedene Grundströmungen parallel liefen» (47). Und ist es etwa «barocke» Spezialität, wenn ein Prediger festhält, die Mägde richteten sich in ihrer Kleidung nach dem Vorbild der Herrinnen (99)? – Das Buch ist schön gedruckt und ausserdem mit Abbildungen westfälischer Kanzeln illustriert. Auch für die literarische Geschichte der Predigt und für liturgische Probleme bietet es eine Fülle wertvoller Angaben und Hinweise.

Trümpy

Iso Müller, Die churrätische Wallfahrt im Mittelalter. Ein Überblick. Basel, Verlagsbuchhandlung Krebs, 1964. VII, 112 S., 14 Abb. (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 43).

Der Historiker der Abtei Disentis, Pater Iso Müller, legt hier – noch von Richard Weiss ermuntert – einen Ausschnitt aus der vorreformatorischen Wallfahrtsgeschichte der Schweiz vor, wie dies als Grundlage einer sinnvollen Auswertung der Baumannschen Votivinventarisation für die Gesamtschweiz zu wünschen wäre. Die bislang bekannten grossen Linien der mitteleuropäischen Wallfahrtsentwicklung reichen nicht aus, die für die Mitte unseres Jahrhunderts fixierte Situation historisch exakt zu deuten. Um so nachdrücklicher muss der Versuch begrüsst werden, wenigstens für eine Landschaft die kirchengeschichtlichen Voraussetzungen und Wandlungen vor der auch das heutige Bild noch bestimmenden barocken Periode genauer zu durchleuchten. Der Verfasser geht dabei von den in jüngster Zeit methodisch so fruchtbar gewordenen terminologischen Bestimmungen Köttigs aus, der Wallfahrt und Pilgerschaft schärfer voneinander getrennt hat. P. Müller stellt «innerrätische Kultorte» und «ausserrätische Pilgerstätten» gegenüber. Er belegt einerseits die mittelalterliche peregrinatio zu den Grosszielen der Christenheit, wie Rom, Jerusalem und Santiago und zeigt andererseits die besonderen Verehrungsstätten im Lande: Chur, Disentis, Remüs, Casaccia, Müstair neben weiteren vornehmlich spätmittelalterlichen Kultorten der benachbarten Landschaften: Einsiedeln, Tirano. Das «Pilgerwesen» des Hochmittelalters und der liturgisch wie kirchenpolitisch bestimmte Kult an den Märtyrergräbern der Bischofsstadt und des grossen Landesklosters müssen zwei verschiedene Grössen genannt werden. Beide wiederum lassen sich klar unterscheiden von der «confluentia populum» (1300 Müstair) an den Wunderstätten der Spätzeit. Davon machen die alte Pilgerstation am Viktorsberg und der frühe Viehsegen zu Naturns keine Ausnahme.

Das, was wir heute alles unter dem Sammelbegriff «Wallfahrt» zu fassen suchen, ist ein vielschichtig komplexes Gebilde. Darum wirkt die abwägende Zurückhaltung des Autors wohlzuend, z.B. in den Abschnitten über den Wandel der Marienfrömmigkeit, die erst spät tatsächliche Wallfahrtsorte aufkommen liess. Geschichtlich und volkskundlich relevant wird nicht nur das Wallfahrten an sich, so sehr wir uns gerade für die ältere Zeit konkretere Zeugnisse des aktiven Brauchtums wünschten, sondern die «loca sancta der Raetia curiensis» insgesamt vermitteln das interpretierbare Bild einer historisch gewachsenen Sakrallandschaft. Um das sie erfüllende Volksleben besser greifen zu können, sollte eine Untersuchung des spätmittelalterlichen Patronats- und Prozessionswesens nicht fehlen. In seinen Auswirkungen sichtbar wird es bei der Entstehung der Wallfahrt Ziteil. Die «peregrinatio Raetia» ist hier etwas anderes als der Besuch der Bistums- oder Kloster-

patrone ein halbes Jahrtausend zuvor, die Romreise von Amts wegen oder die verhängte Bussfahrt zu bestimmten Orten. Der Verfasser hat mit seinem Beispiel der schweizerischen Volksfrömmigkeitsforschung gerade als Historiker einen unschätzbareren Dienst erwiesen. Mögen bald ähnlich fundierte Studien auch in weiter gestecktem Rahmen und über das Mittelalter hinaus folgen, um die Gegenwartserhebungen von dieser wichtigen Seite her zu unterstützen.

Wolfgang Brückner, Frankfurt/Main

Der Bogenberg, ein altes Heiligtum in Niederbayern. Bearbeitet im Benehmen mit der Verwaltung des Landkreises Bogen und dem katholischen Pfarramt Bogenberg unter Mitarbeit von *Lenz Kriss-Rettenbeck*, *Max Peinkofer* und *Georg Spitzlberger* von *Hans Bleibrunner*. Hrsg. vom Landkreis Bogen (Bogenberg), 1962. 131 S., Abb. und Taf. Querformat 30,5 × 21 cm.

Dieses auserlesene schöne Wallfahrtsbuch wurde anlässlich der Eröffnung des Landkreismuseums Bogen auf dem Bogenberg, 1962, herausgegeben. Altbayern hatte seit Jahrhunderten zwei berühmte Wallfahrtsstätten: Altötting für das bayrische Oberland und Bogenberg für das Unterland. Im Gebiet um den Bogenberg finden sich Besiedlungsspuren seit ältesten Zeiten. Die heutige Kirche wurde 1463 vollendet; eine marianische Wallfahrt bildete sich aber schon früher heraus, und zwar zur Maria genetrix. Die «Jungfrau Maria in der Hoffnung» als Gnadenbild findet sich nicht allzu häufig. Als Vorstufen müsste man auf Maria als Hostienbehälter (ihr aufschliessbarer Leib) und die Schreinmadonnen hinweisen, wobei die letzteren sich bis Mitte 16. Jahrhundert in «Hochformen» und bis ins 19. Jahrhundert in volkstümlichen Spätabwandlungen finden. Die plastischen Kopien der Maria in der Hoffnung vom Bogenberg setzen etwa mit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein; ungefähr ein gutes Dutzend ist bekannt; einige von ihnen haben selbst wieder wallfahrtsstiftend gewirkt. Lenz Kriss-Rettenbeck, von dem dieser Teil des Buches stammt, geht im folgenden auf die Wallfahrtsandenken ein; im wesentlichen handelt es sich um Pilgerpfennige, Bogenberger Ringe (ziemlich primitiv gearbeitete Fingerringe für Frauen, verwendet bei Kinderlosigkeit oder bei schwerer Geburt) und Wallfahrtsbilder (ihre Zahl ist nicht sehr gross, verglichen etwa mit Altötting oder Marizell; sie lassen sich erst von 1650 an nachweisen). Rettenbeck beschliesst seinen Beitrag mit einem schönen Abschnitt über «Guttaten, Legende und Brauchtum». An Votivtafeln ist alles vernichtet bis auf zwei Stück, ebenso sind alle Wachsopfer eingeschmolzen. Die Gründung der Kirche wird mit einer «Anschwemmlegende», mit einem donauaufwärts schwimmenden, steinernen Bild erklärt. Man wallfahrtete auf den Bogenberg in allen mütterlichen Anliegen. In der Sammlung von Wachsmodellen der Wachszieherei in Bogen gibt es einen Model für einen Hammer, für das Votiv also, das für Ehesegen und bei Unfruchtbarkeit dargebracht wurde. – Der folgende Aufsatz stammt von Hans Bleibrunner; er gibt eine eingehende Beschreibung aller Guttaten- und Wallfahrtsbücher; den meisten dieser Bücher – das älteste wurde 1624 in Straubing gedruckt – entnimmt er einige interessante Beschreibungen von Mirakeln. 1645 erscheint ein umfangreiches Wallfahrtsbuch mit 70 Wunderheilungen und vielen Liedstrophien (218, welche sich auf die Geschichte der Wallfahrt beziehen, sind wiedergegeben). – Max Peinkofer schildert in seinem Aufsatz, wie das Pfarrdorf Holzkirchen heute noch eine gestiftete Pfingstkerze (eine 13 m lange Stange, mit roten Wachssträngen umkleidet und mit grünen Büschen geschmückt) auf den Bogenberg hinaufträgt und dort darbringt. – Die übrigen Kirchen des Bogenbergs finden ihre Würdigung in einer Aufzählung von Hans Bleibrunner.

Wildhaber

Wilhelm Brockpähler, Steinkreuze in Westfalen. Münster/Westfalen, Verlag Aschen-dorf, 1963. 240 S., 141 Abb., 5 Karten. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 12).

Brockpähler hat mit seinem schönen Buch über die Steinkreuze in Westfalen einen wertvollen Beitrag zur rechtlichen Volkskunde geleistet. Da die Frage nach ursprünglichem Sinn, nach Ursprung und Alter der Steinkreuze noch immer einer endgültigen Lösung harrt, ist es – nach der Meinung des Verfassers – vor allem wichtig, Bestandesauf-

nahmen aller Steinkreuzlandschaften in Europa aufzunehmen und sie in sorgfältigen Publikationen zugänglich zu machen. Es geht also weniger um Deutungsversuche als um die gründliche Beschreibung der einzelnen Denkmäler und darum, «alles das zusammenzutragen, was die Landschaft an schriftlicher und mündlicher Überlieferung zur Erklärung der Steinkreuzsitze beisteuern kann». Dieses Vorhaben ist im vorliegenden Buch in ganz vorzüglicher Weise gelöst. Benützbare Vorarbeiten bestanden nicht sehr viele; der Verfasser erwähnt die Nummer 20 des Fragebogens 1 zum Deutschen Volkskunde-Atlas (1930): «Besteht die Sitte, für Verunglückte oder Ermordete Erinnerungszeichen zu setzen? Wie werden diese Erinnerungszeichen genannt? Wo werden sie aufgestellt?» In seiner Bestandesaufnahme unterscheidet Brockpähler zwischen Steinkreuzen (freistehenden Malen in Kreuzform) und Kreuzsteinen (Steinplatten mit ausgehauenem oder eingeritztem Kreuz). Für jedes einzelne Kreuz gibt er eine Beschreibung, welche – wenn immer möglich – alle folgenden Punkte berücksichtigt: Art oder Form, Masse, Gesteinsart, Standort (eventuell auch nur mutmasslicher, ursprünglicher Standort), Inschriften und eingeritzte Zeichen, zugehörige Sagen oder geschichtliche Fakten, Deutungsversuche (die mit dem volkstümlichen Namen in Verbindung stehen können), Literaturangaben. Dazu kommen gute Photo-Aufnahmen, für die man dem Verfasser besonderen Dank zollen darf. Besonders häufig finden sich Gedächtniskreuze an plötzlichen Tod und Sühnekreuze für Mord. – Auf den Beschreibungsteil lässt Brockpähler zwei kleinere, sehr schöne Teile folgen, in denen er die Ergebnisse der Bestandesaufnahme zusammenfasst und auf die Bedeutung der Steinkreuze zu sprechen kommt. Hierfür lässt er die jüngeren Kreuze, seit dem 17. Jahrhundert, weg, weil sie fast immer eindeutige «Erinnerungskreuze» an Mord oder Unglücksfall sind. Es bleiben etwa 70 alte Kreuze übrig, in landschaftlich ungleichmässiger Verteilung, jedoch mit deutlicher Zentrierung im Teutoburger Wald; sie stehen vor allem an Kreuzwegen und Weggabelungen, auch an Ortseingängen. Haupttyp ist das schlichte, schmucklose Steinkreuz von geringer Höhe und wuchtiger Konstruktion, üblicherweise ohne Inschrift. Hingegen finden sich Symbole auf diesen Kreuzen: zunächst das Kreuz selber (also: ein Kreuz auf einem Kreuz!) und dann das Pflugeisen (vermutlich als Handwerks- oder Berufszeichen, wie es Caoimhín Ó Danachair auch aus Irland¹ beschrieben hat). Auf einzelnen Kreuzen finden sich Wetzrillen und Schabespuren. Die erklärenden Sagen sind ziemlich eintönig; sie enthalten typische Wandersagenmotive mit Erinnerungen an Morde und an gegenseitiges Töten. Seit dem 14. Jahrhundert sind Steinkreuze als Sühnekreuze für Totschlag bekannt; meist bleiben sie namenlos. In Sühneverträgen wird ihre Setzung öfters gefordert. Die Sitte ihrer Setzung dauert im wesentlichen von ca. 1300–1600; dann werden sie durch Gedächtniskreuze abgelöst. Kreuze können auch Grenzzeichen sein; in dieser Funktion handelt es sich meist um Kreuzsteine. Es gibt auch Kreuze auf dem Platz eingegangener Gotteshäuser, Pestkreuze, Kreuze am Leichenweg bedeutender Persönlichkeiten, vor allem an Stellen, wo Heilige gepredigt haben sollen, Gerichtskreuze (zum Teil wohl erst in sekundärer Funktion als solche bezeichnet). Am Schluss macht der Verfasser noch auf die Zusammenhänge mit Vorstellungen der Megalithkultur aufmerksam: dem Stein und dem Pfahl als Seelensitz.

Wildhaber

The Frank C. Brown Collection of North Carolina Folklore. Vol. VII: Popular Beliefs and Superstitions from North Carolina, nrs. 4874–8569. Edited by Wayland D. Hand. Durham/North Carolina, Duke University Press, 1964. XXXIII, 677 S. \$ 10.00.

Zwei bedeutsame Unternehmungen haben mit dem vorliegenden, gewichtigen Band ihren Abschluss gefunden. Zunächst ist die gesamte Frank C. Brown Sammlung nun publiziert in sieben Bänden, und damit liegt für einen nordamerikanischen Staat ein Material vor, das seinesgleichen sucht. Während 30 Jahren – von 1913 bis zu seinem Tode, 1943 – hatte Brown unermüdlich gesammelt; nach seinem Tode kamen noch einige Nachträge

¹ Representation of ploughs on grave-slabs at Claregalway Friary: Journal of the Galway Archaeological and Historical Society 26 (1954/55) 14–18, 4 Fig.

von anderer Hand hinzu; und nun liegt dies alles gedruckt vor, bearbeitet von zuständigen Fachwissenschaftlern. Zum zweiten hat Wayland Hand das Material über den Volks-glauben so bearbeitet, dass seine beiden Bücher eine grossartige Hilfe für jeden Forscher in dieser Sparte bedeutet; man wird gut tun, sein Werk zu jeder vergleichenden Arbeit beizuziehen. Über den ersten Band hatten wir uns bereits in SAVk 57 (1961) 207f. lobend ausgesprochen. Der zweite Band bildet die Weiterführung, zu ausführlicher Behandlung kommen die Glaubenssätze im Zusammenhang mit Tod und Begräbnis (Todesorakel), Hexen, Glückszeichen, Mond und Sternen, Zahlen, Wetter (Vorzeichen), Tieren und Pflanzen. Die herangezogenen Vergleichsstellen sind eher noch umfangreicher als im ersten Band; denn unterdessen ist auch die benützte Literatur angewachsen; darüber gibt eine Zusatzliste von mehr als 150 Titeln Auskunft (mit Ausnahme von 3 Titeln sind alle englisch geschrieben). Der Band bringt auch eine Liste der Beiträge zur Brown-Collection. Was diesen Band aber besonders nützlich macht, ist ein Sachindex von annähernd 100 Seiten (für den Rachel Baker verantwortlich zeichnet). Damit wird ja erst eine derartig riesige Sammlung praktisch erschlossen und benützbar. Wir hätten – es tut uns leid, diese kleine Beanstandung machen zu müssen – gelegentlich etwas mehr formale Pedanterie im Register gewünscht; Stichproben ergaben z.B. Rückverweise bei foot-feet, tooth-teeth, nicht aber bei goose-geese; bei louse-lice steht nur der Verweis vom Singular zum Plural, nicht umgekehrt; Rückverweise man-men fehlen; während Verweise man-male vorhanden sind, fehlen die entsprechenden woman-female, trotzdem beide Stichwörter vorhanden sind; riding witches stehen nicht unter witches, yellow clouds nicht unter cloud; bei voyage steht: see traveling, das entsprechende Stichwort heisst aber travel; bei wound steht: see snake-bite wound, dieses Stichwort gibt es aber nicht, nur (das nicht ohne weiteres identische) snake, bite of. Man wird also gut tun – wenn man das weiss – nicht nur bei einem einzigen Stichwort nachzusehen. Andrerseits haben Stichproben ebenfalls ergeben, dass die Bearbeiterin allen Einzelheiten sorgfältig nachgegangen ist, was ausdrücklich vermerkt sein soll.

Wir begreifen durchaus, wenn Hand mit einem gewissen Stolz und völlig zu Recht sagt, dass die beiden Bände der Eckpfeiler für den projektierten Dictionary of American Popular Beliefs and Superstitions sein können. Mit Freude haben wir in Hand's Vorwort gelesen, dass die Vorarbeiten hiefür im Gange sind; die Bearbeiter in den einzelnen Staaten haben sich gefunden. Wenn alles nach Plan und Wunsch geht, werden die Sammlungen in etwa 5–6 Jahren durchgeführt sein; in spätestens 10 Jahren sollten sie gedruckt vorliegen. Sie würden dann die Quellen für das «Handwörterbuch des amerikanischen Volks-glaubens» darstellen. Ein guter Stern möge über dem Vorhaben stehen! Wildhaber

Papers on Folk-Medicine given at an Inter-Nordic Symposium at Nordiska Museet, Stockholm 8–10 May 1961. Edited by Carl-Herman Tillhagen, 204 S. Sonderdruck aus ARV, Journal of Scandinavian Folklore, Vol. 18–19 (1962–63). Stockholm, Nordiska Museet, 1963.

Die Volksmedizin war jahrzehntelang zu einem kümmerlichen Dasein verurteilt. In vielen volkskundlichen Sammelwerken wird sie nur nebensächlich behandelt. Und dies nicht etwa nur im deutschen Sprachraum, auch in den skandinavischen Ländern war die Lage ähnlich. Lange Jahre hindurch war das fünfbandige Werk des Norwegers *I. Reichborn-Kjennerud*, «Vår gamle trolldomsmedisin» (Unsere alte Zaubermedizin), Oslo 1928–1947, das einzige Werk der nordischen Volksmedizin. Erst 1958 erschien *Carl-Herman Tillhagens* «Folklig läkekonst» (Volkstümliche Heilkunst), (vgl. die Rezension SAVk 55 [1959] 116) und ein Jahr später *Lauri Honkos* «Krankheitsprojekte», Untersuchungen über eine uralte Krankheitsvorstellung, FFC Nr. 178, Helsinki 1959. Diese Studien erweckten wieder das Interesse an der Volksmedizin und waren der Auftakt zu Gesprächen nordischer Fachgelehrter, die schliesslich 1961 zu einer fruchtbaren Tagung in Stockholm führten. Dieses Symposium, das unter dem Generalthema «Learned and popular tradition in the medical art of the peasantry» stand, vereinigte eine Anzahl nordischer Gelehrter verschiedener Fachrichtungen zu Gesprächen und Diskussionen, deren Referate *C. H. Tillhagen* nun gedruckt in einem stattlichen Sammelband vorgelegt hat.

Robin Fåhraeus untersucht in «Basic Facts concerning Humoral Pathology and Relics of these in the Language and in Folk-Medicine» das Nachwirken hippokratischer Gedankengänge in der schwedischen Volksmedizin. *K. Rob. V. Wikman* hingegen behandelt unter dem Titel «Medical Magic in Linnaeus's Dietetics» volkstümlich-magische Überlieferungen in den Schriften des schwedischen Naturforschers Linné (1707–1778). *John Granlund* berichtet über die volkstümliche Heilmethode beim sogenannten «Knarren», ein Übel, das durch ein Krachen in den Hand- und Fussgelenken gekennzeichnet ist und belegt die Verbreitung dieses Namens für Schweden, Norwegen und Finnland an Hand von Kartenskizzen. Der einzige deutschsprachige Beitrag dieses Bandes von *Lily Weiser-Aall* gilt dem Thema «Gelehrte Tradition über angeborene Fehler in der Volksmedizin», das auf Grund von Fragebogenmaterialien und mündlichen Nacherhebungen sehr erfolgreich behandelt werden konnte. Das Problem der «Weisen» Frauen greift *Elisabet Dillner* in ihrer Arbeit «Lisa of Finshult and her 'Smöjrä'» auf, während sich *Lauri Honko* unter dem Titel «On the Effectivity of Folk-Medicine» mit der Wirksamkeit volksmedizinischer Praktiken beschäftigt. *Olav Bø* berichtet in «Rational Folk-Medicine» über ein gut gelungenes volksmedizinisches Fragebogenunternehmen und versucht in seinem Beitrag auch die Teilung in «rationale» und «magische» Volksmedizin zu rechtfertigen. Von der Tierheilkunde her geht *C. C. Matthiessen* in seiner ausgreifenden Studie «Learned and Popular Tradition in Nordic Veterinary Folk-Medicine» an dieses Problem heran, vom Standpunkt des Religionshistorikers hingegen behandelt *Åke Hultkrantz* «The Healing Methods of the Lapps». In dem abschliessenden Diskussionsbericht «Material and Research Methods within Folk-Medicine», den *C. H. Tillbagen* besorgte, werden nochmals verschiedene Probleme der Volksmedizin aufgeworfen und in gemeinsamen Gesprächen behandelt.

Das «Nordische Symposium» von 1961, auf dem von verschiedenen Disziplinen her ein zentrales Thema behandelt wurde, ist ein erster bedeutsamer Schritt zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit an volksmedizinischen Problemen von Wissenschaftern verschiedener Länder. Es ist zu hoffen, dass die europäische Volksmedizinforschung von einem ähnlichen erfolgreichen Unternehmen, vielleicht auf einer breiteren, internationalen Basis, neue Impulse erhält.

Elfriede Grabner, Graz

Volkskunst

Albert Walzer, Liebeskutsche, Reitersmann, Nikolaus und Kinderbringer. Volks-tümlicher Bilderschatz auf Gebäckmodellen, in der Graphik und Keramik. Hrsg. von der Städtischen Sparkasse und der Städtischen Girokasse Stuttgart, 1963. Im Buchhandel bei Jan Thorbecke, Konstanz und Stuttgart. VIII, 218 S., 287 Abb. 26 × 29,5 cm.

Wenn es nur mehr Kunsthistoriker gäbe, welche mit einer derartigen Feinfühligkeit, mit einer derartigen Kenntnis der einschlägigen Literatur und mit einem derartigen Sinn für das Wesentliche an volkskundliche Fragestellungen herantreten würden! Wir haben schon bei Walzers Krippenbuch gesehen, und wir sehen es bei diesem Buch wieder höchst eindrücklich, welchen Gewinn die Volkskunde von solchen kulturgeschichtlichen Be-trachtungen davontragen kann, wenn der Verfasser sich nicht scheut, auch den scheinbar irrelevanten Kleinigkeiten nachzugehen. Für ein so schönes Buch können wir dem Ver-fasser nur unseren herzlichen Dank sagen (er gebührt auch den beiden Städtischen Unter-nahmungen für ihre Grosszügigkeit). Und wir wollen auch gleich den Wunsch anschlies-sen, dass es Walzer möglich sein werde, die «bis jetzt nicht behandelten Motive aus dem 16. bis 19. Jahrhundert und die Verbindung zu den spätmittelalterlichen Kuchelsteinen und Tonmodellen» in einem geplanten zweiten Band zu schildern; möge er auch hiefür wieder das verständnisvolle Entgegenkommen grosszügiger Unternehmen finden!

Der Plan, welcher dem Verfasser vorschwebte, war, die Bildmotive auf Gebäck-, Tra-gant- und Marzipanmodellen daraufhin zu untersuchen, wie weit sie auf alte Traditionen zurückgehen und welchen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen sie entstammen, ob sie sich auch bei anderen Werken der Volkskunst finden lassen, und endlich ob sie auch im Brauchtum und in der Volksdichtung eine entsprechende Ausgestaltung erfahren haben.

Walzer betont mit aller Klarheit, dass ihn die Geschichte des Models oder die Art des Gebäckes nicht interessiert habe; einzig die Ikonographie der Bildmotive war für ihn entscheidend. Im grossen und ganzen sind aus praktischen Gründen nur die Model in Baden-Württemberg einbezogen worden. Im übrigen ist ganz erstaunlich, wie viele Themen – über die im Titel genannten hinaus – vom Verfasser hier behandelt und in prächtigen Bildaufnahmen vorgestellt wurden. Solche zusätzlichen Motivkreise sind z.B.: der Kinderbaum (mit den Abwandlungen Herzenbaum, Liederbaum, Narrenbaum), Hirsch, Hirschreiter, Hahnreiter, Tanzpaare, Musketiere und Grenadiere, Manschettenblumen (menschliche Gestalten in einer Blume), Kalebstraube, antike Götter und Heroen (mit den Abwandlungen in Kindlifresser und Herakles und Omphale: Kleidertausch), das ABC, Handschuhe, die vier Jahreszeiten, der Streit um die Hose. Um zu zeigen, wie peinlich genau Walzer es mit der Darstellung der Motive nimmt, sei das Beispiel der Liebeskutsche angeführt, bei dem auch die Wagenformen, das Christkind in der Kalesche und die Schlittenfahrten erwähnt werden. Von hier aus wären selbstverständlich noch manche Beziehungen zur volkstümlichen Motivik (Friedrich Sieber) weiter auszuführen. Um den Text angenehm und leicht lesbar zu halten, ist der ganze, äusserst sorgfältige Belegapparat in einen umfangreichen Anmerkungsteil verwiesen.

Wildhaber

Marijan Zadnikar, Znamenja na Slovenskem [Bildstöcke in Slovenien]. Ljubljana, Slovenska Matica, 1964. 194 S., Abb. im Text, 2 Karten, 64 Taf. Résumé français.

In den letzten Jahren sind – abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften – einige schöne und bedeutsame Bücher über Bildstöcke und Verwandtes aus mehreren europäischen Gegenenden erschienen. Wir möchten wenigstens einige davon hier anführen: Maurice Zermatten, Chapelles valaisannes (1941); Piero Bianconi, Tessiner Kapellen (1944); F. Hula, Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs (1948); J. Weingartner, Tiroler Bildstöcke (1948); K. Kolb, Bildstöcke im Taubertal (1952); Tadeusz Seweryn, Kapliczki i krzyże przydrożne w Polsce (1958); Dünninger/Treutwein, Bildstöcke in Franken (1960); Claus und Liselotte Hansmann, Calvaires (1962); Brockpähler, Steinkreuze in Westfalen (1963). Das bis anhin noch fehlende slowenische Gebiet ist nun durch ein sorgfältig bearbeitetes und reich illustriertes Werk erschlossen worden. Das ist um so erfreulicher, als damit Zusammenhänge mit südösterreichischen, italienisch-friulanischen und pannonisch-ungarischen Parallelen ermöglicht werden.

Der Verfasser hat ungefähr 1000 Beispiele ausgewählt und bearbeitet. Sie erstrecken sich räumlich über alle Kulturzonen Sloveniens und geben damit einen weiteren Beitrag zu Verbreitungseigenheiten. Die historische Tiefe reicht bis ins 15. Jahrhundert hinunter. Der Verfasser nimmt eine Einteilung nach typologischen Prinzipien vor; er unterscheidet eigentliche Bildstöcke (nicht betretbare Bauten), Wegkapellen mit betretbarem Innenraum (aedicula) und eine etwas zusammengewürfelte Gruppe, zu der etwa «Marterln», Heiligenbilder (mit einem Schutzdäcklein) an Bäumen, Nischen für Heiligenstatuen an Häusern und ähnliches gehören. Der Grund zur Errichtung von Bildstöcken wird untersucht; es kommt in Frage: Pestzeit, Erinnerung an Türkengefahr, Dank für Verschontbleiben von Gefahren. Interessant sind funktionelle Hinweise auf den engen Zusammenhang der Bildstöcke mit den Totenleuchten auf den Friedhöfen und architektonische Besonderheiten, wie dreieckige Bildstöcke und achteckige Kapellen, oder wie der Übergang von der nach allen Seiten gleichwertigen viereckigen Säule zur barocken Hauptwichtigkeit einer Frontseite mit entsprechender «theatralischer» Wirkung.

Wildhaber

F. H. König, Alt-Gmundner Fayencen. Eine Handwerkskunst aus dem Salzkammergut (17.–19. Jahrhundert). Linz, Verlag J. Wimmer, 1964. 116 S., 33 Farbtaf., 2 Ansichten.

Über die Keramik von Gmunden war bis anhin nicht sehr viel bekannt. Nur gelegentlich tauchte der Name ausserhalb Österreichs auf, und dann meistens im Zusammenhang mit der Frühzeit seiner Produktion, als die Einflüsse von Italien und Holland (Chinoiserien) noch deutlich erkennbar waren. Dazu kommt – und das ist für uns besonders interessant – als weiterer Stileinfluss derjenige von Winterthur und später derjenige der

Habaner, das heisst der schweizerischen, holländischen und deutschen Anabaptisten, welche nach Mähren und in die Slovakei auswanderten. Gmunden wird damit zu einer Zwischenstation und zu einem Verbindungsglied dieser Anabaptistengruppen. König, seines Zeichens Architekt, geht mit sichtender Hand und ordnendem Blick an die historische und kulturelle Entwicklung der Manufakturen und ihrer Produkte heran. Ganz ausgezeichnet kommt dieser Ordnungswille zur Geltung in der übersichtlichen Tabelle auf den S. 46 und 47, wo er den klar erkennbaren vier Abschnitten die jeweiligen typischen Formen der bemalten und der schlichten Ware, die charakteristischen Farben, die wesentlichen Themen der Malmotive und die Einflüsse von aussen her gegenüberstellt. Der Hauptakzent liegt auf der technologischen Seite: der Aufbereitung des Tones, der dann folgenden Töpferscheibenarbeit, der Glasurherstellung, der Art der Malerei und der Technik des Brennens. Interessant sind auch die Ausblicke auf das Transportwesen zu Wasser (Traun und Donau) und zu Lande und auf die Zunft der Gmundner Hafner. Der Verfasser scheint an einer grösseren Monographie über das geplante Thema zu arbeiten. Hier legt er zunächst eine prächtige Auswahl von Gmundner Fayencen aus seiner eigenen Sammlung in ausgezeichnet wiedergegebenen Farbtafeln vor. Zu jedem einzelnen Stück gibt er – abgesehen von den allgemeinen Katalogsangaben – eine kurze «biographische» Skizze. Da finden sich frühe Formen, welche in Farbgebung und Motivdarstellung noch ausgesprochene Ähnlichkeit mit unserer Langnauer Ware aufweisen. Es gibt reizendes Puppengeschirr, wie es oft von den Gesellen nach Feierabend für geringen Stücklohn hergestellt wurde. Zu den in Gmunden wenig erzeugten Objekten gehören die Bildplatten; eine Farbtafel zeigt den hl. Franziskus. Auf einer anderen Tafel findet sich eine kleine Zierkommode (als Modell oder als Puppenmöbel?). Ein Weihwasserbecken ist verziert mit der hl. Familie auf dem Spaziergang.

Wildhaber

Folk Cross-Stitch Design, collected by *Emil Sigerus*. 195 enchanting patterns in colour with an illustrated introduction to their origin and the role of the mediaeval Saxon Colonists of Transylvania by *Heinz Edgar Kiewe*. München, Hans Meschendorf, 1964. 40 Tafeln in Mappe, 24,5 × 33,5 cm; Begleittext 15 S., mit Abb.

Ich hatte die 1961 erschienene deutsche Ausgabe dieser Kreuzstichmuster in SVk 52 (1962) 64 besprochen, wobei ich einen kleinen Unterschied machen musste zwischen dem schwärmerischen Vorwort von Hans Wühr und den genussreichen, bäuerlich-geschmackvollen Stickereien. Der Verleger ersucht mich nun, auch ein Wort zur englischen Ausgabe zu sagen. Da möchte ich auch hier zunächst wiederholen, dass ich jedem Kunstgewerbler und Liebhaber von unverdorbener Volkskunst nur empfehlen kann, er möge sich die wunderschönen Blätter und Stickmuster immer und immer wieder anschauen. Wenn ich ganz ehrlich sein will, würde ich ihm raten, er solle sich nicht allzu intensiv in das Vorwort vertiefen; sollte er es zufällig verlieren, möge er nicht zum hl. Antonius von Padua wallfahrten gehen, um es wieder zu finden; es macht nämlich nichts. Um ein erfreuliches Vorwort zu schreiben, müsste man von Volkskunst etwas verstehen, man müsste überdies von vergleichender Volkskunst etwas verstehen. Nur mit bestechenden kunsthistorischen Begriffen und Bezügen in der ganzen Weltgeschichte herumzusausen, ergibt noch keine exakte wissenschaftliche Beweisführung. Es tut mir leid, aber damit kann ich nicht einig gehen, und ich kann damit nichts anfangen. Lassen Sie mich ein Beispiel geben: «2nd half 13th century: Poet Wolfram von Eschenbach praises the precious Lendel silk fabrics of Ratisbon (Regensburg-on-the-Danube). Patterns of these fabrics ... became, no doubt, the prototype of Transylvanian cross stitch designs.» No doubt! Wollen Sie noch ein Beispiel? Eine Abbildung zeigt «Peacock of paradise carnation tree of Life»; dazu wird angeführt: «Pattern found also on Greek Isles and Sardinia (16th century)». Was soll damit ausgesagt sein? Entweder geht man dem Motiv seriös nach und wird dann entdecken, dass es noch eine Menge Orte gäbe mit «found also», oder man lässt lieber solche ungenügenden und bloss irreführenden Angaben ganz weg. Überhaupt: ist es denn wirklich nicht möglich, dem Reiz prächtiger Bauernstickereien mit einem ganz einfachen, liebevoll geschriebenen Vorwort gerecht zu werden?

Wildhaber

Boris Zderciu, Paul Petrescu und Tancred Bănățeanu, Die Volkskunst in Rumänien. Bukarest, Verlag «Meridiane», 1964. 177 S., zahlreiche Abb. und Farbtafeln.

Der Titel dieses neuen schönen Schaubuches ist leider etwas unglücklich gewählt, weil schon 1955 ein inhaltlich ähnliches Buch mit dem gleichen Titel herauskam, allerdings in einem anderen rumänischen Verlag und ohne Namensnennung der Textverfasser. Auch diesmal ist die Verteilung der Texte auf die drei genannten Herausgeber nirgends ersichtlich (höchstens für den Kenner der rumänischen Volkskunst zuschreibbar); das persönliche Moment des Verdienstes – aber auch der Verantwortung – fällt also leider weg. Dafür tritt das Bildmaterial auch in diesem Band stark in den Vordergrund; es ist lobenswert gut reproduziert; die Farbtafeln sind wirklich schön; die Objekte sind hinreichend genau beschrieben (für Museumszwecke hätte man natürlich immer noch gerne vermehrte Einzelangaben). Das gesamte Gebiet ist in sechs Abschnitte mit Einleitungstext und zugehörigem Bildmaterial gegliedert: Architektur, Holzschnitzerei, Webe- und Stickereiarbeiten, Keramik, andere Volkskunstgegenstände, Volkstracht. Wir wollen es uns nicht entgehen lassen, wenigstens auf einige besonders schöne Abbildungen hinzuweisen. Unter den Farbtafeln gibt es eine prächtige Wiedergabe eines Lägeli, einer Holzdose und eines Salzbehälters (oder Löffelkorbes; die Bildlegende spricht nur von «Haushaltsgegenständen»), ferner ein grossartiges Teppichdetail aus Oltenien, ein Handtuch mit einer entzückenden Vogelreihe, Figurinen (was ist das funktionell?) aus Oltenien und der Moldau, eine vorzüglich reproduzierte Hinterglasmalerei, die ikonographisch interessant ist, ein reizvolles Halsband in Perlenstickerei und eine kunstvoll verzierte Pelzjacke aus Oltenien. Interessant sind auch die irdenen Zunftkannen der Schuhmacher und Metzger; sie stammen aus Siebenbürgen und dürften mit deutschen Handwerkern und Habaner Keramik zusammenhängen.

Wildhaber

Piroska Weiner, Geschnitzte Lebkuchenformen in Ungarn. Budapest, Corvina Verlag, 1964. 49 S., Text, 48 Abb. auf Tafeln.

Der Corvina Verlag hat bereits mehrere dieser kleinen, geschmackvoll ausgestatteten und sauber gedruckten Bildbändchen herausgegeben; das eben erschienene Bändchen über Gebäckmodel finden wir, ohne jegliche Einschränkung, besonders gelungen. Der Text ist erfreulich objektiv und lässt auch Werke früherer hochbürgerlicher Schichten gelten. Dem Verfasser geht es um das Ungartum und um die wertvollen Elemente in diesem Ungartum, die sich zu allen Zeiten – früher sowohl als heute – in ihm in erstaunlicher Fülle fanden und finden. Er ist auch objektiv genug, Einflüsse von aussen aufzuweisen, und dann zu zeigen, wie sie sich auf ungarischem Boden geformt haben. Schön und deutlich hebt er die zwei Stilrichtungen hervor, welche in der Holzschnitzerei (vermutlich auch in weiteren Gebieten) erkenntlich sind. Eine Richtung kommt aus Deutschland und Österreich; sie kommt zuerst in Pressburg, dem Sitz der ersten ungarischen Formschnitzerzunft, zur Geltung; von da aus wird sie bestimmend im alten Oberungarn und in den Städten von Transdanubien. Die andere Richtung kommt von den Ostländern und von Siebenbürgen; ihr Mittelpunkt wird Debrecen; die östlichen und mittleren Gebiete Ungarns werden durch diese Richtung bestimmt. An guten Beispielen zeigt der Verfasser die Wandlung von feudalen zu immer ausgeprägteren bürgerlichen Themen; er schrekt auch nicht davor zurück, in aller Nüchternheit zu sagen, dass an Stelle der alten Betriebe heute die «Lebkuchenabteilung der Grosskonditorei» stehe. Ebenso erfreulich wie dieser objektive, gut orientierende Text sind die ganz herrlich photographierten Abbildungen. Es gibt entzückende Köstlichkeiten darunter. Wer Freude an wohlgelungener Volkskunst hat, dem raten wir sehr an, sich das Bändchen zu erwerben. Er wird gut präsentierte ungarische Kultur sehen, auf welche der Ungar mit Recht stolz sein darf.

Wildhaber

Pál Voit; Imre Holl, Alte ungarische Ofenkacheln. Budapest, Corvina Verlag, 1963. 64 S. Text, 48 (teilweise farbige) Bildtafeln.

Dieses kleine Schaubuch vermittelt gute Einblicke in die Entwicklung der Hafnerkunst und des Ofenbaues, wie sie frühzeitig schon in jener Region vorwiegend oberschichtliche

Ansprüche zu befriedigen hatte. Entwicklung, Aufbau und Verzierung der herrschaftlichen Prunköfen werden vom Spezialisten Voit prägnant dargestellt, wobei aus der höfischen Werkstatt des Ofens mit den Ritterfiguren bezüglich der Kachelfiguren Einflussphären sogar bis in die Schweiz nachweisbar sind. Ebenfalls auf Grund der Ergebnisse neuer Ausgrabungen nach Kriegsende schildert Holl die Entwicklung der fürstlichen Renaissanceöfen von der Werkstatt des Matthias Corvinus in der Burg von Buda bis zu den Hafnermeistern der ungarischen Grenzstädte um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zwei schematische Übersichtskarten geben einen Begriff von der Verbreitung der Majolikakunst in Europa sowie von der weiten Streuung von Kopien der Kacheltypen jenes vorbildlichen Budaer Ofens, eines Höhepunktes gotischer Keramik. Walter Tobler

Lajos Huszár, Münzkunst in Ungarn. Budapest, Corvina Verlag, 1963. 52 S. Text, 99 Bildtafeln.

In diesem handlichen Büchlein ist die Geschichte des ungarischen Geldes vom 11. Jahrhundert bis zur Gegenwart von einem Kunsthistoriker zusammengefasst. Knapp, das Wesentliche betonend, werden deshalb vor allem die Darstellungen des Münzbildes gewürdigt und die Münzen als interessantes kulturgeschichtliches Dokumentationsmaterial betrachtet. Der Verfasser erörtert alles, was zur Entwicklung des Äusseren dieser Münzen beigetragen hat: die Gestaltung der einzelnen Münzsorten, die Aufeinanderfolge der Geldsysteme sowie den Einfluss von Inflationen und Geldverschlechterungen. Ausländische Einflüsse wirkten sich bedeutungsvoll auf die Prägung des ungarischen Geldes aus: neben byzantinischen und italienischen Münzen besonders die Regensburger Dinar, ja sogar arabisch-persische Dirheme. Selbständiges Gepräge tragen die schöngeformten, von der Gotik zur Renaissance hinüberleitenden Münzen des Königs Matthias Corvinus mit dem Madonnenbild, wie auch die Prachtsstücke des ehemaligen Fürstentums Siebenbürgen. Für das ebenfalls sehr ansprechende Äussere der neueren ungarischen Münzen wirkte sich der österreichische Prägestil bestimmend aus. W. Tobler

Berufe und Handwerk

Gerd Spies, Hafner und Hafnerhandwerk in Südwest-Deutschland. Tübingen, 1964. 176 S., Taf. (Volksleben, Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 2).

Wenn man mit Richard Weiss Volkskunde als die Wissenschaft vom Volksleben versteht, so ist der 1964 erschienene zweite Band der Tübinger Vereinigung für Volkskunde: Hafner und Hafnerhandwerk in Südwest-Deutschland von Gerd Spies als eine zeitgemässé Untersuchung eines Ausschnitts aus früherem und gegenwärtigem Volksleben und damit als eine zeitgemässé volkskundliche Untersuchung zu werten. Modern ist die Arbeit, weil sie sich nicht mit Teilespekten der Hafnerei, etwa den Formvariationen oder den technischen Verfahren, begnügt, sondern am Beispiel des Hafnergewerbes die Wechselbeziehungen von Wirtschaft und Gesellschaft durchleuchtet. Spies gelingt es, überzeugend darzulegen, auf welchen Grundlagen das Hafnerhandwerk in Südwest-Deutschland entsteht; wie es sich vom Mittelalter bis in die Gegenwart verändert, wie Bedeutung und Ansehen der Hafnergemeinschaften (Zünfte, Hafnergemeinden: das zweite besonders am Beispiel von «Häfner-Neuhausen», d.h. Neuenhaus im Kreis Nürtingen, gezeigt) wechseln, und wie dieser Wechsel bedingt ist durch das Heraufkommen neuer technischer Verfahren (Steinzeug, Fayence, Porzellan) und neuer Formen der Arbeitsorganisation (Manufakturen und Fabriken an Stelle der einfachen Werkstatt) sowie durch gesetzliche Bestimmungen (Gewerbefreiheit oder Zunftzwang; das Recht, die eigene Ware verkaufen zu dürfen, oder Abhängigkeit von fremden Händlern). In der Arbeit von G. Spies werden weitgehend ungedruckte archivalische Quellen nebst einer guten, umfangreichen Literatur benutzt; ausserdem hat sich der Autor auf Fahrten durch Baden-Württemberg, die dem Kontakt mit noch lebenden Vertretern des Hafnerhandwerks dienten, zusätzliche Informationen aus erster Hand beschafft. Der sechzig Seiten starke Anhang umfasst ausser

Statistiken, graphischen Darstellungen, einer Bilddokumentation und einer Terminologie eine Auswahl gesetzlicher Erlasse und Akten von Hafnerdörfern, z.T. in ausführlichen Zitaten. Das Literaturverzeichnis, ein Sach- und ein Ortsregister runden das Bild einer umsichtigen, soliden und originellen Arbeit ab.

G. Baer

Ursula Wichert-Pollmann, Das Glasmacherhandwerk im östlichen Westfalen. Eine volkskundliche Untersuchung. Münster/Westfalen, Verlag Aschendorff, 1963. 184 S., 40 Abb., 2 Karten. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 13).

Klein-Industrien, bei denen handwerkliches Können und manuelle Geschicklichkeit eine grosse Rolle spielen und die aus Zweckmässigkeitsgründen an bestimmte landschaftliche Gegebenheiten gebunden sind, haben öfters zu einer Sonderstellung innerhalb einer bäuerlichen Umwelt geführt. Ihre Darstellung kann deshalb sowohl traditionell-volkskundlich als modern-soziologisch bedeutsam und reizvoll sein. Eine solche Klein-Industrie stellten die Glashütten dar. Die Verfasserin geht ihrem Vorkommen in der Grafschaft Lippe und im Paderborner Land nach, wo sie bis ins 19. Jahrhundert die einzigen Industriebetriebe bildeten. Die Glasmacher kamen in diese Gegenden aus Böhmen, Thüringen und Hessen. Da sie auf reichliche Mengen von Brennholz angewiesen waren, liessen sie sich gerne in unerschlossenen, abgelegenen Waldgebieten nieder. Sie waren bereit, dem Landesherrn die Abgaben, welche er verlangte, zu bezahlen; sie erhielten deshalb seine Unterstützung, wenn sie in Auseinandersetzungen mit den Bauerndörfern wegen Waldausnutzung und Weiderechten gerieten. Die Geschlossenheit ihrer Glashütte-Siedlung und das Hineingestelltsein in eine bäuerliche Umwelt machen die interessanten Untersuchungsthemen der Verfasserin aus. Vom Ende des 14. Jahrhunderts bis 1960 bestanden in diesem westfälischen Gebiet rund 70 Glashütten. Das ist eine verhältnismässig geringe Zahl gegenüber den rund 270 Glashütten des Böhmer- und Bayerwaldes; sie ist aber immerhin bedeutend genug, um ein berufsständisches Eigenleben herauszubilden. In einem ersten Abschnitt behandelt die Verfasserin die materielle Kultur dieser Glasmacher. Die «Werkweiler» (Werkgebäude und Wohnhäuser) bleiben durchschnittlich etwa 20 Jahre am gleichen Platz, bis das Holz rund herum aufgebraucht ist; dann ziehen die Glasmacher an einen anderen Ort. Auf das Vorkommen von Wasser wird keine Rücksicht genommen; es kann nötigenfalls herantransportiert werden. Die Werkweiler sind mehr oder weniger Selbstversorger; sie benötigen also die entsprechenden Gebäulichkeiten; der Verkehr mit den Bauerndörfern beschränkt sich auf den Ankauf von zusätzlichen Lebensmitteln, die nicht in den eigenen, kleinen Gärten gezogen werden können. Öl wird selbst hergestellt aus Bucheckern. Das Recht, eigenes Bier zu brauen und eigenen Schnaps zu brennen, nützten die Glasmacher öfters sehr grosszügig aus, indem sie auch an Dörfler verkauften; das führte dann zu Beschwerden der dortigen Wirte, die für das Schenkrecht die Steuer zu bezahlen hatten. In einem weiteren Kapitel schildert die Verfasserin die technischen Seiten des Glasmachens: den Schmelzofen und den Kühlofen (die gelegentlich sichtbare Spuren in Waldgegenden hinterlassen haben), die Glashäfen zum Schmelzen der Glasmasse, die Materialien für das Glasgemenge, die verschiedenen Geräte zum Mundblasen und die benötigten Formen, die Glassorten und ihre Preise, das Verpacken und Versenden der Fertigware. Aufschlussreich sind ferner die Angaben über die Berufsbildung, die Hüttenbelegschaft (Holzhauer, Fuhrknechte, Pottaschensieder, Glasschneider, Glasmaler, Glasmacher, Glasmeister), die Arbeitszeit und die Absatzgebiete. – Gegenüber diesen ausgezeichneten Abschnitten scheinen mir die folgenden drei Kapitel weniger ergiebig zu sein; sie sind auch in der Titelgebung etwas unklar und überschneidend: «Sprachliche Volkskultur», «Geistige Volkskultur», «Brauchtum». Eigenartig – aber in typisch ausgebildeter «Geheimsprache»-Form – ist die Berufssprache, das sog. Driburger Gauselatein. Im Abschnitt über das «Erzählgut» ist nicht eindeutig herausgearbeitet, welche Sagen die Glasmacher selbst besitzen und erzählen, und welche die bäuerlichen Dorfbewohner über sie erzählen. Die Lieder, welche während der Arbeit (es handelt sich nicht um «Arbeitslieder»!) und in den Feierstunden gesungen werden, sind dem Bereich der

allgemeinen Handwerker- und Unterhaltunglieder entnommen. Für das «Brauchtum» lässt sich im grossen und ganzen sagen, dass es übereinstimmt mit den üblichen, zünftigen Handwerkerbräuchen; man frägt sich gelegentlich, ob es wohl in anderen Gegenden typische Glasmacherbräuche gebe. – Aufschlussreich ist das letzte Kapitel über den Glasmacherstand in seinem Verhältnis zur Umwelt. Meist wurden die Glasmacher als Eindringlinge in eine dörflich-geschlossene Gemeinschaft angesehen; dazu kam, dass sie Sonderrechte besasssen und – vom bäuerlichen Standpunkt aus – finanziell begünstigt wurden. Das alles machte, dass sie nicht beliebt waren; dies wiederum förderte ihre betonte Eigenständigkeit.

Man möchte sich wünschen, dass auch einmal über unsere Schweizer Glasmacher im Entlebuch eine ähnliche, derartig aufschlussreiche Studie geschrieben würde. Wildhaber

Maurice Robert, Vanniers et vannerie du Limousin et de la Marche. Du temps passé au temps présent. Limoges, Société d'Ethnographie du Limousin, de la Marche et des régions voisines, Hôtel de Ville, 1964. 195 S., 128 Abb.

Der Verfasser legt uns eine sorgfältige und ausgezeichnete illustrierte Monographie über das Flechten in einem regional begrenzten Gebiet Mittelfrankreichs vor. Das Schwerpunkt seiner Arbeit liegt eindeutig auf der technologischen Darstellung aller Arbeitsprozesse und auf der soziologischen Beleuchtung des Berufes. Gerade in der klaren Durchführung dieser beiden Aufgaben liegt der Wert des Buches. Nach dem zum Flechten verwendeten Material unterscheidet der Verfasser im wesentlichen die Kastanien-, Weiden-, Haselnuss- und Strohflechterei. Für jede dieser Möglichkeiten sind Geräte, Arbeitstechniken und hergestellte Produkte wieder andere. Maurice Robert schildert für jeden einzelnen Fall die Geräte, das Material und die Handgriffe von der Gewinnung des Rohstoffes an bis zur Fertigware. Zur genaueren Erfassung des Geschilderten fügt er instruktive Strichzeichnungen und Photos bei. Vom technologischen Gesichtspunkt aus wären die Spiralflechterei und die Bandflechterei zu unterscheiden. Die erstere erläutert er ausführlich am Beispiel des «paneton», des kleinen Korbes, in welchem Brote geformt und gebacken werden. Daneben erscheinen aber eine ganze Menge weiterer Produkte, wie sie für alle möglichen Zwecke im Haushalt und bei der bäuerlichen Arbeit benutzt werden. Gelegentlich werden auch die Verwendung der Objekte im Brauchtum und auf das Objekt sich beziehende Redensarten kurz angeführt. Wenn auch für diesen besonderen Aspekt das Buch nicht sehr ergiebig ist, ist es dies um so mehr für die soziologische Erhellung des Berufsstandes. Der Verfasser gibt Preise der Objekte, Höhe des Einkommens, Arbeitsbedingungen und Gründe für das allmählich drohende Verschwinden des Berufes an: er geht auf Absatzgebiete, Berufsaussichten und Zukunftsmöglichkeiten ein; er erwähnt Umschaltungen auf neue, der Mode und der Nachfrage angepasste Waren. Man sieht also deutlich, dass es sich hier durchaus um die Betrachtungsweise einer modernen Volkskunde handelt.

Wildhaber

Ernst Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flösserei im Raume der oberen Donau. 3. Bd. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag, 1964. 658 S., Bildertafeln von Nr. 351–518. (Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, 16).

Mit dem eben herausgekommenen dritten Band ist ein Werk über Schifffahrt und Flösserei in einem verhältnismässig begrenzten Raum zu Ende gegangen, das in der Materialfülle, in der Weitgespanntheit des Dargestellten und in der Klarheit der Disposition wohl einmalig ist. Die beiden ersten Bände, mit denen der Verfasser damals glaubte, sein Werk beendet zu haben, erschienen 1952 und 1954 (siehe unsere Besprechungen in SAVk 49 [1953] 75f. und 50 [1954] 122f.). Ihnen folgten zwei grosse Schifffahrtsausstellungen in Linz und Passau (1958 und 1962). Unterdessen kam so viel neues Material zusammen, dass Neweklowsky es wagen durfte, an die Herausgabe eines dritten Bandes zu denken. Er erlebte dessen Fertigstellung nicht mehr; kurz vorher starb der achtzigjährige Gelehrte. Sein Neffe übernahm die Schlussarbeiten der Einrichtung und Drucklegung des Bandes. Es handelt sich ganz bewusst um einen Nachtrags- und Ergänzungsband, dessen 10 Ka-

pitel sich mit den entsprechenden Kapiteln der früheren Bände decken und auf die auch immer wieder verwiesen wird. Es waren im wesentlichen vier Gebiete, welche das neue Material lieferten: die unterdessen publizierten Linzer Regesten waren sehr ergiebig für die geschichtliche Fundierung der österreichischen Schiffahrt; es eröffneten sich neue Quellen für den schwäbisch-bayrischen Raum; die moderne Entwicklung der Schiffahrt und Wassernutzung musste berücksichtigt werden; die beiden Ausstellungen brachten die Kenntnis zahlreicher Denkmäler und Objekte. Auch im dritten Band bleibt die Sportschiffahrt ganz bewusst unberücksichtigt. Hingegen kommt als neues Kapitel eine Abhandlung über die alpine Trift im Raume der oberen Donau in ausführlicher und vorzüglicher Darstellung hinzu. (Dem Verfasser scheint der Aufsatz von Alfons Maissen, *Das künstliche Holzgeleit in Graubünden* – SAVk 55 [1959] 76–109 – unbekannt geblieben zu sein).

Neben den Nachträgen zur Sach-Volkskunde – wie: Einbaumfunde, Schiffsmühlen, Geräte des Schiffbauers, Salz- und Weinfuhren – sind eine ganze Menge neuer Angaben im Bereich des Brauchtums und des Glaubens zu erwähnen: Kampfspiele auf dem Wasser (S. 32), Wallfahrer-Reisen zu Wasser (S. 167ff.), Totenfuhren auf den Seen (S. 230), Seeprozessionen (S. 231). Ergiebig ist vor allem das Kapitel «Die Menschen»: Schiffleute und ihre Zechen, Sprache, Spottnamen und Tracht; dann das Gottsnamtrinken, die verschiedenen Schifferstechen, Schiffertänze, Lichterschwemmen, der Donausegen, die Beziehungen des hl. Nikolaus zur Schiffahrt, weitere Schiffahrtspatrone. Viel Neues bringt auch der Abschnitt «Bildwerke»; vor allem sind erwähnt Siegel, Wappen, Fresken, Kirchenstuhlschilder, Gasthausschilder, Zunftzeichen, Tischzeichen, Schützenscheiben, Schifferkrüge, Schiffertruhen, Zunftkreuze, Sargschilder, Schifferfahnen, Prozessionsstangen, Votivbilder und Altarbilder. Bei den «Sagen» ist nichts Wesentliches hinzugekommen, bei der «Dichtung» sei auf einige Vierzeiler, ein Flößerlied und Grabinschriften hingewiesen. – Die zahlreichen, schönen Bildtafeln verdienen besondere Anerkennung. Ist das Bild 482 wirklich ein Votivbild (so ist es bezeichnet)? Mir scheint es eher ein Mahnspiel an den beständig drohenden Tod zu sein.

Wildhaber

Hausforschung und Mobiliar

Hans Soeder, Urformen der abendländischen Baukunst. Köln, Du Mont, 1964. 296 S., 444 Abb. im Text, 62 Photos, 2 Karten. (Du Mont Dokumente, Reihe III: Kultur und Geschichte).

Während langer Jahrzehnte hat sich die Hausforschung mit der Darstellung und Beschreibung der architektonischen Meisterleistungen bürgerlicher Bauten begnügt. Es steckte wohl unbewusst der Gedanke dahinter, zeigen zu wollen, dass auch die volkstümliche Baukunst Leistungen hervorgebracht habe, welche sich neben der bürgerlichen und sakralen Baukunst sehen lassen dürfen. Man vergaß damals völlig, dass die bürgerlichen Bauten (waren doch die ersten sesshaften Siedler Bauern) am Anfang der Baukunst stehen und in ihnen alle Möglichkeiten und Ideen der späteren Ausgestaltung stecken. So ist die moderne Hausforschung in vermehrtem Masse dazu übergegangen, auch die primitiven, die einfachen und vernachlässigten alten Bauten einem intensiven Studium zu unterwerfen. In dieser Richtung hat Soeder gearbeitet und als Ergebnis seiner jahrelangen, durch viel Ungemach gehemmten Studien die Grundlagen gesammelt für ein Buch, das allerdings erst nach seinem allzufrühen Tod durch seinen Sohn herausgegeben werden konnte.

Den «Urformen der abendländischen Baukunst» geht der Autor im zentralen Alpenraum und in Italien (ohne Kalabrien und Sizilien) auf ausgedehnten Reisen nach. Das vorgelegte, nach Hauslandschaften geordnete Material ist ungeheuer reich und besticht durch die eindrückliche Anschaulichkeit der zeichnerischen Darstellung. Insbesondere wird dem inneren Gefüge, einem wichtigen Merkmal für die Forschung, ein sehr grosses Gewicht beigemessen. Die Vergleichbarkeit wird erleichtert, indem die weitaus meisten Zeichnungen im selben Maßstab reduziert sind, wodurch die Größenvergleiche gewahrt bleiben. Die

hervorragende Sammlung von Material durch den Autor richtet das Augenmerk auf viele dieser in nächster Zeit immer mehr verschwindenden Formen. Aus den Darlegungen geht hervor, dass ein grosser Teil der einfachen Bauten («Urformen» nach Soeder) auf Dachhäuser zurückgehen, während Wandhäuser bereits einen wesentlichen Fortschritt darstellen. Damit haben die Gedanken des Basler Hausforschers H. Schwab, die er vor 50 Jahren entwickelte, eine neue Wertung erfahren. Ebenso eindrücklich wird gezeigt, wie gewisse Techniken (z. B. die geflochtene Wand, der Kragkuppelbau u. a.) und Formen durch viele Jahrhunderte unverändert durchlaufen und teilweise noch heute Gültigkeit haben. Gerade diese Tatsache, die sich übrigens auch schon in den Forschungen unseres Landes zeigte, erschwert die altersmässige Zuordnung von Bauten zu einer bestimmten Epoche auf Grund solcher Indizien. Wohl am bemerkenswertesten in diesem Zusammenhang sind die aus Ton gefertigten Hausmodelle aus Gräbern der Gegend von Paestum, die in überraschend ähnlicher Form nach 4000 Jahren im heute noch vorhandenen Hausbestand dieser Gegend erhalten sind.

Neben der ausgezeichneten und unglaublichen Fülle von gebotinem Material müssen zum Buch Soeders einige Fragezeichen gesetzt werden. Vieles bleibt in einer solchen Darstellung, die mit heute festgestellten Hausformen eine Formenreihe nur teilweise belegen kann, offen. Der Verfasser weiss es selbst und deutet die fraglichen Punkte häufig an. Sehr diskutabel bleibt vor allem die Konstruktion von Zusammenhängen der Hausformen mit bestimmten Völkern. Es ist bei einem so wertvollen Buch sehr bedauerlich, dass immer und immer wieder von langobardischen, ostgotischen, römischen und etruskischen usw. Formen und Elementen gesprochen wird. Die Theorie der völkischen Bindung ist sonst in weiten Kreisen der Hausforschung schon seit einigen Jahrzehnten überwunden. Nach eigenen Beobachtungen auf der iberischen Halbinsel, auf dem Balkan und teilweise auch in Nordafrika sind zahlreiche der von Soeder in Italien gefundenen Urformen ebenfalls im übrigen Mittelmeerraum anzutreffen. Dass sie oft auch weit darüber hinaus, in den asiatischen Raum greifen, entgeht dem Autor nicht, im Gegenteil schafft er durch zahlreiche Literaturhinweise weltweite Beziehungen. Um so mehr wäre eine entsprechende Zurückhaltung in der Zuordnung von Elementen und Hausformen zu bestimmten Völkern angebracht gewesen. Die «Urformen» der abendländischen Baukunst dürften doch wohl nicht nur in Italien gesucht werden! Es darf auch nicht vergessen werden, dass die Frühformen der Hausbauten Allgemeingut der Menschheit darstellen und an verschiedenen Orten gleichzeitig und unabhängig voneinander entstanden sind. Diese gewichtigen, grundsätzlichen Einwände richten sich in erster Linie gegen den Begleittext; bestehen bleibt der Wert des gesammelten und dargestellten Materials. Wenn die Bearbeitung desselben nach sachlichen und nicht nach regionalen Kriterien erfolgt wäre, hätten zweifellos noch bedeutende und tiefergreifende Ergebnisse herausgeholt werden können. Dass dies nicht möglich war, dürfte daran liegen, dass der Tod dem Forscher die Feder allzu früh aus der Hand genommen hatte. Die beachtenswerte Leistung des Einzelforschers, der sich mit ungeheurem Einsatz an eine immense Arbeit wagte, bleibt jedoch bestehen.

M. Gschwend

Karl Baumgarten und Ulrich Bentzien, Hof und Wirtschaft der Ribnitzer Bauern. Berlin, Akademie-Verlag, 1963. 276 S., 80 Abb., wovon 12 Tafeln. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröff. des Instituts für Deutsche Volkskunde, 31).

Die bäuerlichen Hausbauten können nur richtig verstanden werden, wenn die zugehörige Wirtschaftsweise bekannt ist. So geht jedes Bestreben der Hausforschung danach, die Gesamtheit der bäuerlichen Lebensverhältnisse zu erfassen, um dadurch die zutreffenden Schlüsse ziehen zu können. In vorliegender Arbeit versuchen die Autoren, die bäuerliche Situation des Ribnitzer Gebietes in Mecklenburg in der Wende des 16./17. Jahrhunderts zu rekonstruieren. Ein in seiner Art einmaliges Hilfsmittel steht ihnen dabei zur Verfügung: das Inventar des Klosters Ribnitz aus der Zeit um 1620. Die vollständige Edition der einen Handschrift (es sind zwei auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehende vorhanden) umfasst rund 100 Seiten und gibt jedem Leser in ausführlicher Art Auskunft über hausbauliche, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse der dem Kloster gehörenden Besit-

zungen. Die darauf basierende wissenschaftliche Auswertung in den Kommentaren kann dauernd mit dem Inventar verglichen werden. Obwohl es ausserordentlich reichhaltig ist, fehlen doch genaue Angaben über die Anordnung der Räume im Haus, ihre Ausstattung, die Beziehung der Bauten eines Hofes zueinander und dergleichen. Hier muss der noch vorhandene Althausbestand des Ribnitzer Gebietes zum Vergleich herangezogen werden. Nur die Ergänzung des hauskundlichen Bestandesmaterials durch Archivalien aller Art vermag ein umfassendes Bild älterer Baubestände zu geben. Dies wird auch für Forschungen in unserm Land wichtig sein. Das Inventar erlaubt eine eingehende Schilderung des Hausbaus zu Ende des 16. Jahrhunderts. Demnach waren in Mecklenburg Mehrhausanlagen mit grossem Vielzweckbau für grössere Betriebe, Einhäuser dagegen für Kleinbetriebe vorhanden. Es handelt sich vorwiegend um Bauten des niederdeutschen Hallenhauses, giebelseitig durchgängig, später mit Lucht (Arbeitsraum) und Stube versehen. Es kann nachgewiesen werden, dass der Einbau der Stube vor jenem der Kammern erfolgte. Die Stubenöfen werden von der Küche her geheizt, unterscheiden sich also deutlich von den slavischen Formen. An Nebenbauten erscheinen selbständige ein- und zweigeschossige Speicher, ferner Stapelbauten für Heu und Futter sowie Backöfen und als neue Formen Katen (Wohnhäuser für verheiratete Taglöhner).

Besonders aufschlussreich sind die Ergebnisse in bezug auf die historische Tiefe. Im 16. Jahrhundert besass der Norden Mecklenburgs Hallenhäuser mit einseitiger Lucht, der Süden dagegen solche mit doppelseitiger. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erfolgte das Vordringen der Durchfahrt aus Nordwesten, während im späten 17. Jahrhundert aus Südwesten das Fletthaus einwanderte, so dass die Hauslandschaft schliesslich dreigeteilt war. Unter dem Abschnitt «Arbeit und Wirtschaft» diskutieren die Autoren ausführlich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauernbevölkerung kurz vor dem Dreissigjährigen Krieg, wobei festgestellt wird, dass die Ursachen des Bauernlegens z. T. schon vor den Kriegsereignissen begründet waren. Die vorwiegend auf Eigenversorgung ausgerichtete Wirtschaft ergab nur wenig Überschuss, sie war nicht intensiv und die Bauern teilweise verschuldet. Sehr bemerkenswert ist die Feststellung, dass kein besonders enges Verhältnis der Bauern zum ererbten Hof beobachtet werden kann, vielmehr ist ein auffällig häufiger Wechsel der Bauernstellen innerhalb weniger Jahrzehnte zu erkennen. Es ergibt sich damit eine andere innere Haltung der Bauern, als wir sie aus vielen Gebieten unseres Landes kennen. Klar herausgearbeitet werden die bestimmten Eigenarten des mittelalterlichen norddeutschen Bauernstandes, der sich in vielem vom mitteleuropäischen oder gar alpinen unterscheidet. Das sehr lesenswerte Buch wird bereichert durch eine ganze Anzahl von tabellarischen Zusammenstellungen, durch ein ausführliches Literaturverzeichnis und Register, sowie ein wertvolles Glossar.

M. Gschwend

Maria Hornung, Rauchküche und Rauchstube in Osttirol. Wien, Hermann Böhlau Nachf., 1964. 20 S., 11 Abb. auf 6 Taf., 4 Skizzen im Text. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 244: 2).

Rauchküche (Küche mit offenem Herdfeuer ohne Kamin) und Rauchstube (Hauptwohnraum, in dem man kocht und bäckt, ohne dass es im Haus eine weitere heizbare Stube gäbe) sind beide charakteristisch für die Ostalpen. Ihren heutigen Vorkommen in Osttirol geht die Autorin nach, wobei sie versucht, die Ergebnisse ihrer Mundartforschung mit den Tatsachen der Sachvolkskunde zu verbinden. Die Rauchstube ist im slavischen Bereich weitverbreitet und erreicht Osttirol, wo sie der mitteleuropäischen Rauchküche begegnet. Bereits V. von Geramb hat sich dem Problem der eigenartigen Rauchstuben gewidmet. Die Rauchküchen zeigen verschiedene Formen der Feuerstellen, so jene, bei der unter einem gemauerten Herd ein in den Boden versenkter Backofen liegt, oder jene, welche einen aus Holz geziimmerten Kastenherd besitzt, wobei der Backofen mit dem Stubenofen verbunden ist. Gemeinsam ist allen Rauchküchenhäusern, auch den gemauerten im Süden Osttirols, die einheitliche Regelung des Rauchabzuges durch eine Rauchluke oberhalb der Küchentüre. Dieses Merkmal charakterisiert nach der Autorin das Verbreitungsgebiet in ähnlicher Weise, wie sie es mit einer mundartlichen Besonderheit nachweisen konnte.

M. Gschwend

Andri Peer, Beiträge zur Kenntnis des Bauernhauses in Romanisch Bünden. Eine sachkundlich-sprachliche Untersuchung. (Aussentitel: Das Bündner Bauernhaus). Chur, 1963. 160 S., 53 Abb. im Text, 34 Photos auf Taf. (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht 1961 der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden).

Wir haben in unserer Zeitschrift (56 [1960] Heft 3, S. 1–77) den ersten Teil von Andri Peers Arbeit über das Bauernhaus Romanisch Bündens gebracht unter dem Titel: «Küche und Heizung im Bauernhaus Romanisch Bündens». Die Einleitung zu diesem ersten Teil ist zum grossen Teil wörtlich übernommen als Einleitung zum zweiten Teil (leider ohne dass dies irgendwo vermerkt wäre). Dass wir aber Peers Arbeit mit grossem Vergnügen hier anzeigen, ist selbstverständlich. Sie baut sich gut und logisch auf dem ersten Teil auf. Während dieser die wesentlichen Teile des Wohnens darstellte, kommen hier zusätzliche Räume und Einrichtungen hiezu: Hausflur, Laube, Abtritt, Speisekammer, Kellergeschoss, oberer Stock und Dachwerk. Die bündnerische Mannigfaltigkeit wird in dieser Arbeit augenfällig gezeigt in der grossen Formenzahl des Hausflurs etwa, aber die gleiche Erscheinung lässt sich auch bei allen anderen Hauselementen belegen. Und nicht nur in den konstruktiven Abwandlungen erweist sich die Mannigfaltigkeit, sondern ebensosehr im Sprachlichen, hat doch z. B. schon das Engadin allein vier Bezeichnungen für den Hausflur oder das Romanische vier Etyma für den Keller. Nicht nur dies wollen wir hervorheben sondern ebensosehr die öfteren Seitenblicke auf Geräte und kleine Einrichtungen, die häufig in derartigen Arbeiten übersehen werden, bei Peer aber liebevoll erwähnt sind. Vielleicht hätte man sich ganz gelegentlich noch etwas peinlichere Genauigkeit gewünscht, so etwa fehlt auf der Karte I (S. 30) die Legende für das mit einem besonderen Zeichensystem herausgehobene Samnaun; auch kann die Abb. 31 (S. 79) meines Erachtens nicht richtig sein: für Brotgestelle braucht es zum mindesten zwei Stäbe zum Legen (und Ringbrote müssten frei aufgesteckt werden können). Was mir nicht sehr sympathisch ist, ist der vom Innentitel stark abweichende Aussentitel, der zugleich einen sehr weiten Kreis zu erschliessen meint. Schade, dass diese vermeidlichen Schönheitsfehler nicht ausgemerzt wurden.

Wildhaber

Fritz Krüger, El mobiliario popular en los países románicos. Coimbra, Faculdade de Letras da Universidade de Coimbra, Instituto de Estudos Românicos, 1963. VI, 933 S., 97 Taf., 76 Photos. (Supplement III von «Revista Portuguesa de Filologia»).

Mit diesem gewichtigen Band hat Krüger sein grossartiges Möbelwerk der Romania beinahe beendet; es ist der Teil A, der nun vorliegt; die Teile B und C sind schon früher erschienen; der Teil D wird Nachträge und zusammenfassende Synthese bringen. Und dann wird man erst recht mit einem leisen Bedauern zur Kenntnis nehmen müssen, dass eine dringend erwünschte deutsche Ausgabe (in der natürlich die Photo-Clichés technisch ganz anders herauskämen) sich wohl kaum verwirklichen lässt. Das ist nicht nur deswegen schade, weil wir hier eine mit vorbildlicher Gründlichkeit und philologischer Peinlichkeit durchgeführte Möbeltypologie haben, wie sie in dieser grosszügigen Weise noch nie durchgeführt worden ist, sondern auch weil wir mit diesem Buch – unbedacht des geographisch einschränkenden Titels – eine wahrhaft europäische Studie erhalten. So müsste man eigentlich europäische Volkskunde betreiben, wie es Krüger hier im Gebiet der materiellen Kultur und der Wörter und Sachen tut! Krüger hat eine überlegene Kenntnis der Literatur, und zwar nicht nur für die Romania, sondern ebensosehr für alle anderen europäischen Räume und Sprachen. Man verfolge nur etwa, mit welcher Souveränität er in den sprachlichen Verhältnissen Graubündens sich auskennt! Es geht dem Verfasser um den Ursprung und die Entwicklung der hauptsächlichsten Möbeltypen, um die Ableitung von einer Form aus einer anderen, um die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten eines Typs und den daraus resultierenden neuen, zweckgebundenen Ausgestaltungen. Diese Überlegungen werden an der Sache selbst (unterstützt durch gute Strichzeichnungen) und an der entsprechenden Nomenklatur durchgeführt. Das Buch ist in sechs grosse Abschnitte unterteilt: 1. Truhe und Koffer; die verschiedenen Möglichkeiten der Kornaufbewahrung (auch die unterirdischen Gruben, die Speicher, die grossen, geflochtenen Kornbehälter

und das stehende Einbaumgefäß für Korn werden untersucht); die Korntruhen; Typologie der Truhen; Ornamenttechniken und -motive; 2. Schrank und Kommode; 3. Abstell- und Aufhängevorrichtungen; Wandnischen, Regale, Anrichte, Kredenz, Buffet; 4. Tisch; die auffällig zahlreichen Variationsmöglichkeiten des Tischtyps; 5. Bett; die Kapitelüberschrift «Wo und wie man schläft» weist bereits sowohl auf die primitive Lagerstätte in einer Hütte als auch auf die Weiterentwicklungen zum eingebauten Alkovenbett und zum Himmelbett hin; 6. Küchenmobiliar; unter diesem Abschnitt werden neben dem Küchenschrank und dem Eckschränklein auch die Kleiderrechen, Trockenvorrichtungen, Wurstaufhängenrichtungen, Brotgestelle, Löffelbretter, Schüsselbretter, Wärmvorrichtungen eingehend behandelt. Hier sei nur nebenbei ein kleines Beispiel einer funktionellen Umentwicklung eines solchen Mobiliarstückes erwähnt: im Avers (Kt. Graubünden) wird das auf der Tafel 68 unter d und f gezeichnete Schüsselbrett als Brotgestell («Brotkorb») verwendet (ich habe selbst zwei derartige Stücke für mein Museum gesammelt). – Krüger beschließt mit Wortlisten (nach Sprachen geordnet) und mit einer reichen Bibliographie, die nach sachlichen Gesichtspunkten unterteilt ist (was das Auffinden eines Titels gelegentlich eher erschwert als erleichtert).

Wildhaber

Volksdichtung

Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1963. 448 S., 4 Karten.

Um das, was ich gleich zu Beginn sagen möchte, nicht in ein falsches Licht zu rücken, will ich mit allem Nachdruck betonen, dass ich Leopold Schmidts unerhörte Belesenheit und Gabe zu geistreichen Kombinationen immer anerkannt – nein mehr: bewundert – habe. Nun denn! Vor einiger Zeit erschien von ihm «Das deutsche Volksschauspiel»; das war, wie es der Titel vermuten liess, ein Handbuch und gab einen Forschungsüberblick, wie man ihn sich gerne wünschte. Nun erscheint «Die Volkserzählung». Es ist klar, dass man sich nun in analoger Weise ein Handbuch mit dem entsprechenden Forschungsüberblick darunter vorstellt. Das ist das Buch nicht. Der Titel müsste – dem Sinn nach – heissen «Meine bisher erschienenen Aufsätze zum Thema Volkserzählung, durch zusammenfassende Einleitungen verbunden». Hat der Verlag – wie wir wohl annehmen dürfen – den Titel in der vorliegenden Fassung gewählt, möchten wir immerhin wünschen, dass er sich in Zukunft besserer Mittel zur Werbung bedient. Denn dass Leopold Schmidt seine 30 Aufsätze zum Thema – innerhalb der letzten 30 Jahre zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen entstanden – zu einem Buch zusammenfasst, ist nicht nur ein legitimes und berechtigtes Unterfangen, sondern sogar von der Forschung erwünscht und willkommen gechissen. Der kleine Haken besteht nur darin, dass L. Schmidt dazu schreibt: «Ich habe aber alle Studien für die Einfügung in den hier gegebenen Rahmen überprüft, durchweg erweitert, zum Teil vollständig neu geschrieben und auf den heutigen Stand der Aufzeichnung und der Zuordnung zu bringen versucht». Wir haben also unter dem gleichen Titel zwei Fassungen. Würde es sich um Herrn XYZ handeln, wäre das eine bibliographische Unschönheit, aber es handelt sich um Leopold Schmidt, und da hätten wir um der Sauberkeit willen es eher begrüßt, wenn er die Originalfassung beibehalten und Ergänzungen in Anmerkungen oder in einen Annex verwiesen hätte. Aber genug damit, und ich bitte Leopold Schmidt, mir deswegen nicht böse zu sein!

Zu den vier Gebieten der Volkserzählung: Märchen, Sage, Legende, Schwank hat der Verfasser seine Aufsätze gesammelt. Sie mögen einem im einzelnen bekannt gewesen sein, aber sie nun beieinander zu haben und als organisch gewachsene Einheit zu sehen, ist doch etwas ganz anderes. Sie lassen einiges vom Forschungswandel der letzten Jahrzehnte durchschimmern und bilden damit zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Erzählforschung und Volkskunde, und sie sind mannigfaltige Aspekte, von denen her das Hauptthema auf ebenso mannigfaltige Art beleuchtet und erhellt wird. Jedem der vier Abschnitte geht ein kurzer, gescheiter Überblick voraus, in dem Leopold Schmidt seinen klaren, persönlichen Standpunkt vertritt. Die Anmerkungen ziehen die neue Literatur mit ein. Drei gute Register über Personen, Orte und Sachen erleichtern das Auffinden.

Wildhaber

Dorothee Bayer, Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde E.V., 1963. 182 S. (Volksleben, Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 1).

Zu wissen, was breitere Schichten lesen und warum sie es lesen, ist für die Volkskunde aufschlussreich und vor allem dann wichtig, wenn von dem Lesestoff her das volkstümliche Denken mitgeprägt wird. In der Absicht, solchen Problemen auf die Spur zu kommen, hat die Verfasserin fünf deutsche Romane, die zwischen 1913 und 1959 in hohen Auflagen erschienen sind, untersucht und damit der Forschung einen neuen Bezirk erschlossen. Der Hauptgewinn der klugen, oft mit unaufdringlichem Witz dargebotenen Ausführungen scheint mir allerdings auf literarischem Gebiet zu liegen; was für die Gattung solcher Romane typisch ist, von der Sprache über Stil und Aufbau bis zum Gehalt, das wird einprägsam aufgezeigt und wird für ähnliche Untersuchungen höchst nützlich sein. (Zweifellos gelten verschiedene Beobachtungen auch schon für Erfolgsromane des 16. und 17. Jahrhunderts; dort hätte man am ehesten für eine genetische Untersuchung einzusetzen.) Die eigentlich volkskundlichen Aspekte nehmen in dem Buche einen schmäleren Raum ein. Peuckert hatte einmal behauptet, solche Romane hätten die Funktion der Märchen übernommen; wie weit dieses Aperçu richtig, wie weit es schief ist, das zeigt die Verfasserin überzeugend auf. Aber die Wirkung dieser Literatur aufs Leserpublikum lässt sich doch wohl mit Zitaten aus Psychologen und Essayisten nicht wirklich erfassen; dafür wären besondere Untersuchungen nötig. Es ist für mich trotz der Lektüre dieser Schrift noch immer eine offene Frage, wie weit der Konsument für das Niveau der populären Romane (und der Filme) verantwortlich ist. – Dem Band, der eine neue Reihe vielversprechend eröffnet, hätten wir gerne eine praktischere Heftung und breitere Ränder gegönnt; eine so anregende Arbeit, die ständig zur Auseinandersetzung aufruft, sollte dem Leser Raum für Notizen bieten und offen auf den Tisch gelegt werden können. Trümpy

Sebastiano Lo Nigro, Tradizione e invenzione nel racconto popolare. Firenze, Leo S. Olschki Editore, 1964. VI, 95 S. (Istituto di storia delle tradizioni popolari dell'Università di Catania, Studi e testi, 2).

Der Verf. stellt hier einige Aufsätze über Volkserzählungen zusammen, die z.T. schon früher erschienen sind: *Le forme della prosa narrativa popolare* (1956), *Tradizione e stile del racconto popolare* (franz. geschrieben 1959, erschienen 1961), das sizilianische Märchen «U fattu du principi e da principissa» (publ. 1960), eine ausführliche Besprechung von R. M. Dawkins, «Modern Greek Folktales» (1957) und neu: *La novella delle «Prove per scoprire il sesso della fanciulla travestita da uomo»*.

Er zeigt, wie nützlich die Anwendung der literaturwissenschaftlichen Diskussion über die Dichtungsgattungen (generi letterari) auf volkskundliche Fragestellungen sein kann, im besonderen Fall beim Studium der Volkserzählungen. Er skizziert die Auffassung verschiedener Forscher (Gebrüder Grimm, Wesselski, Jolles, von Sydow, Max Lüthi) über den Unterschied zwischen Sage und Märchen. Aus diesem historischen Überblick schliesst er: «Sich Rechenschaft ablegen über die Ausdrucksform, die dieser oder jener Gruppe von Erzählungen eigen ist, und sie in Verbindung setzen mit dem historisch-kulturellen oder auch geographisch-ethnischen Milieu, in dem sie sich entwickelt und erhalten hat: dies scheint der beste Weg, um das Problem der volkstümlichen Erzählformen auf eine wahrhaft historische Ebene zu heben» (S. 12/13). Und noch konkreter: «Die wichtigste und dringendste Aufgabe unserer Forschung scheint darin zu bestehen, dass wir die menschliche Persönlichkeit des Erzählers studieren, in ihrer engen Beziehung mit dem sozialen Milieu, dem er entstammt, und mit der stilistischen Überlieferung, der sein Werk mehr oder weniger verpflichtet ist» (S. 20). Er legt selbst eine kurze Charakteristik einer sizilianischen Märchenerzählerin samt einem von ihr erzählten Märchen vor. (Lo Nigro hofft, als Einleitung zu der von ihr auf Tonband gesprochenen Märchen eine umfassende biographisch-kritische Studie über diese Erzählerin bringen zu können.)

Die Darlegungen Lo Nigros sind überzeugend; er wird sie an den versprochenen Publikationen erproben müssen. In dieser Buchausgabe hätte man sich nur gewünscht, es

wären die bibliographischen Angaben nachgetragen worden: Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen wird nach der 1. Auflage zitiert und die weiteren Schriften (ausser einem Aufsatz von 1951) nicht erwähnt (S. 17); den Artikel von G. Vidossi (zitiert S. 17) findet man heute im Sammelband «Saggi e scritti minori di folklore», Torino 1960; von Sydow wird einmal als Däne (S. 14, 17), einmal als Schwede (S. 27) vorgestellt; dazu sind verschiedene Druckfehler in deutschen Zitaten (Buchtiteln!) zu verzeichnen. Man wäre auch dankbar, beim Referat der Auffassungen nichtitalienischer Forscher die wichtigsten Termini (hier: Sage, Märchen, Schwank, Fabel, Legende usw.) in der Originalsprache an treffen zu können; nur *leggenda* für *Sage* wird erklärt. – Diese Ausstellungen wollen die Anerkennung gegenüber den methodisch sauber durchgeföhrten Untersuchungen nicht herabmindern.

Iso Baumer, Bern

Max Lüthi, Märchen. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1964. X, 102 S. (Sammlung Metzler, Realienbücher für Germanisten, Abteilung Poetik, M 16).

Es ist ein glänzendes Zeugnis für die Nützlichkeit und Objektivität eines Handbüchleins, wenn es bereits nach zwei Jahren seine zweite Auflage erlebt (cf. Anzeige in SAVk 59 [1963] 234). Wenn man Lüthis «Realienbuch» etwa vergleicht mit dem zu seiner Zeit vorzüglichen Handbüchlein von der Leyens über das Märchen, dann erkennt man, wie viel weiter die Forschung auf diesem Gebiet gekommen ist. Dass Lüthi mit seinem weltumfassenden Märchen-Interesse einer der angesehensten Spezialforscher ist, kommt seiner Neuauflage sehr zu statten: sie zieht die Literatur in objektiver Weise heran, sie gibt einen getreuen Überblick über den Stand der Forschung (und überlässt es durchaus dem Leser, seinen eigenen Standpunkt zu beziehen) und sie ist bekannt mit allen Bestrebungen, die auf dem Gebiete des Märchens sich kundtun. Das Büchlein ist klar geordnet, und jedem Kapitel sind die wirklich wegweisenden Literaturangaben beigefügt. Am Anfang steht die Übersicht über Nachschlagewerke, Darstellungen, Forschungsberichte und einschlägige Zeitschriften. Dann folgen Kapitel über Name und Begriff, Abgrenzungen gegen benachbarte Gattungen, Typen des Märchens (mit dem heutigen Stand der regionalen Typenregister), Wesenszüge des europäischen Volksmärchens, aussereuropäische Märchen, Geschichte des Märchens, Märchenforschung, Märchen-Biologie und -Psychologie, Märchen als Träger von Wirklichkeit und als Dichtung.

Wildhaber

Felix Karlinger, Les contes des frères Grimm. Contribution à l'étude de la langue et du style. Paris-Fribourg, Société J.-B. Vico, 1963. 34 p.

Der Blick auf Sprache und Stil der Grimmschen Märchen gibt Karlinger Anlass zu einigen grundsätzlichen Überlegungen. Er definiert den Typus als *ensemble porteur de sens*, erinnert daran, dass die Einreihung in ein Typensystem immer schon eine Interpretation bedeutet und bekennt sich zu der Auffassung, dass nicht die Motivik oder Thematik (*le sujet*), sondern erst die Art der Darbietung, die Herstellung des Gesamtrahmens (*cadre du récit*) eine Erzählung zum Märchen (oder zur Sage, zum Schwank) mache. *L'unité de sens du conte est ... l'un des aspects de sa forme et rien de plus.*

Das Grimmsche Buchmärchen steht in manchem dem Volksmärchen nahe: in der Tendenz zur wörtlichen und variierenden Wiederholung (nicht nur im Aufbau, sondern auch im kleinen: als Wortreihung), die vor allem gliedernd, intensivierend und kontrastierend wirkt, ferner in der Beschränkung des Wortschatzes (dazu gehört die Vorliebe für Standardnamen) und in der freien Satzfügung. In anderem unterscheidet es sich von ihm, so enthält es z.B. öfters detaillierte Schilderungen. Karlinger unterstreicht die primitiven Züge des Märchens und polemisiert gegen die Bezeichnung Spätform: künstlerische Vollendung ist auch in Frühformen möglich. Dazu sei gesagt, dass dem verhältnismässig komplizierten Volksmärchen auf jeden Fall eine längere Entwicklung vorangehen muss als z.B. der einfachen Volkssage; nicht die künstlerische Qualität allein, sondern Bau und Stilisierung des Märchens haben die Forschung zu dem Begriff Spätform, der freilich nur relative Geltung hat, geführt. Man liest die gescheite und kämpferische Studie Karlingers,

die Einzelbeobachtung und prinzipielle Fragestellung verbindet, mit Interesse und Vergnügen.

Max Lüthi, Zürich

Gottfried Henssen (Hrsg.), Deutsche Volkserzählungen aus dem Osten. Märchen und legendenartige Geschichten aus den Sammlungen des Zentralarchivs der deutschen Volkszählung. 2. Auflage. Münster/Westfalen, Aschendorff, 1963. 167 S. (Märchen aus deutschen Landschaften, Unveröffentlichte Quellen, 5).

Die vorliegende 2. Auflage ist ein fotomechanischer Neudruck der 1959 unter dem Titel «Von Königen, Hexen und allerlei Spuk, Märchen und legendenartige Geschichten aus den Sammlungen des Zentralarchivs der deutschen Volkszählung» erschienenen 1. Auflage. Dass in so kurzer Zeit eine neue Auflage nötig war, beweist recht schlagend, dass die von Henssen getroffene Auswahl die Leser angesprochen hat. Die Kontaktlandschaften, zu denen in eminentem Mass der ehemalige deutsche Osten gehörte, erweisen sich als besonders mannigfaltig und farbig in ihren Kultur-Erscheinungsformen, weil diese aus mehrfachen Einflüssen gestaltet sind. Bei den Randgebieten der Ostsee sind es die Fischer, welche das verbindende Element ausmachten; sie kamen überall hin, mussten bei schlechtem Wetter manchmal einige Zeit an einem Ort verweilen und hatten so Gelegenheit, Geschichten zu hören und zu erzählen. Neben derartigen Archivbeständen hat Henssen aber auch Beispiele der «Volksdeutschen» aus den dortigen Gegenden, die heute in Deutschland wohnen, herangezogen; er hat ja selbst viel zu solchen Sammlungen beigetragen. Die Erzählungen spiegeln in ihrer unverfälschten Sprache – teils Dialekt, teils Schriftsprache – dieses bunte Bild. Wir wollen nur auf einen neuen Beleg des von uns früher einmal behandelten «Sündenregisters auf der Kuhhaut» hinweisen (S. 142f.), das hier in Verbindung mit dem «heiligmässigen Mann» steht; Henssen beabsichtigt offenbar, es als eigenen Typ zu registrieren mit der Nummer 815*.

Wildhaber

Märchen der europäischen Völker. Von Prinzen, Trollen und Herrn Fro. Unveröffentlichte Quellen. Im Auftrage der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker hrsg. von *Georg Hüllen*. Jahressgabe 1964 der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker e. V., Schloss Bentlage bei Rheine in Westfalen. (Münster/Westfalen, Aschendorff, 1964). X, 232 S.

Man freut sich jedesmal auf die schöne Jahressgabe der europäischen Märchen; es ist jeweils eine bunte Sammlung, in der man immer wieder überraschend schöne Geschichten entdeckt; die Märchen sind zuverlässig erzählt, getreu übersetzt und mit den nötigen Anmerkungen versehen. Die Serie der bisher erschienenen Jahressgaben ergibt doch schon eine ganz stattliche Zahl von Märchen der verschiedensten Art aus ganz Europa. Erfreulicherweise bedeutet in diesen Jahressgaben «Europa» auch wirklich «Europa»! Im vorliegenden Band nimmt Griechenland einen etwas grösseren Raum ein, weil es das gastgebende Land für den «Internationalen Kongress der Volkserzählforscher 1964» war. Die anderen Länder in diesem Band sind: Belgien (Flandern und Wallonien), Tschechoslowakei, Irland, Spanien, Finnland, Frankreich, Deutschland, Grossbritannien, Ungarn, Italien, Schweden, Russland und Jugoslawien.

Wildhaber

Linda Dégh, Märchen, Erzähler und Erzählgemeinschaft. Dargestellt an der ungarischen Volksüberlieferung. Berlin, Akademie-Verlag, 1962. 435 S. (Deutsche Akademie zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, 23).

Das mit Spannung erwartete Buch der ungarischen Volkskundlerin Linda Dégh liegt nunmehr in einer mustergültigen deutschen Übersetzung von Johanna Till vor. Es handelt sich bei diesem Werk um die erste monographische Darstellung einer Erzählgemeinschaft. L. Dégh hat für ihre Untersuchung eine Gruppe von Szeklern ausgewählt, die heute in dem ungarischen Dorf Kakasd ansässig ist. Diese Volksgruppe, deren Vorfahren in den vergangenen 200 Jahren in der rumänischen Bukowina wohnten, wurde während des Zweiten Weltkrieges in ihren jetzigen Wohnsitz nach Ungarn umgesiedelt. Sie unterscheidet sich auch heute noch neben der Abstammung durch Mundart, Tracht, Glaubenswelt, durch ein ausgeprägtes geschichtliches Bewusstsein und durch ihr Zusammen-

gehörigkeitsgefühl sehr wesentlich von dem ungarischen Bevölkerungsteil. Die Verfasserin hat seit 1948 in jahrelanger intensiver Feldforschung die Erzähltradition der Szekler in Kakasd untersucht und legt nun die Ergebnisse der Sammeltätigkeit und die daraus gewonnenen Erkenntnisse vor. L. Dégh knüpft an die Forscher an, die sich früher mit der Biologie der Märchen und mit einzelnen bedeutenden Volkserzährlern befasst haben (Asadowskij, Brinkmann, Bünker, Henssen, Haiding, Malinowski, Tillhagen, Zenker-Starzacher u.a.). In einem umfangreichen Kapitel über die «Ergebnisse der bisherigen Märchenforschung» (S. 47–65) setzt sie sich mit den Resultaten der älteren Forschungen auseinander und steckt ihre eigenen Positionen ab. – Bei ihren Untersuchungen ging es ihr vor allem um die Rolle des Erzählers in der Gemeinschaft, d.h. um die Frage des märchentragenden Individuums schlechthin. Der Prozess der Märchenwanderung ist ihr kein mechanischer Ablauf, sondern ein Vorgang, an dem das Individuum und die Erzählgemeinschaft lebendigen Anteil haben und an dem der Forscher ebenfalls teilnehmen kann. Vielen der älteren Märchensammlungen haftet nach ihrer Meinung der Mangel an, dass die Texte von den Sammlern nicht in der natürlichen Umgebung aufgezeichnet worden sind und dass an ihnen nichts spürbar wird von der lebendigen Wechselbeziehung von Erzähler und Zuhörerschaft. («Der Herrensampler bekommt nur Gelegenheitsmärchen», S. 176.) Hier setzt L. Dégh mit dem Versuch an, bei ihren Forschungen der Erzählgemeinschaft, dem Überlieferungsgut und den Erzährlern gleichermassen ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Der untersuchende erste Teil des Buches folgt dieser Einteilung: Zunächst gibt die Verf. einen Überblick über die historischen und die gegenwärtigen Erzählgelegenheiten bei den Szeklern. Als eigentliche Heimat des Märchens, besonders des Zaubermaрchens, erscheinen die ausserdörflichen Arbeitsgemeinschaften der armen Bauern; das Märchen ist bei den Szeklern noch fast ausschliesslich Erwachsenenunterhaltung. Zur wichtigsten Erzählgelegenheit ist nach und nach die Totenwache im Hause eines Verstorbenen geworden. Was den Erzählstoff angeht, so hat L. Dégh grundsätzlich alles aufgenommen, was erzählt wurde. Neben den echten Volksmärchen berücksichtigte sie die zahlreichen Erzählungen, die auf die Kenntnis von Volksbüchern, Flugschriften und anderem Lesestoff zurückglichen. Bei der Aufzeichnung der Märchen (nur 17 von 100 sind Tonbandaufnahmen!) hat L. Dégh sich nicht auf die Niederschrift der Texte beschränkt, sondern auch alle Bemerkungen aufgenommen, die von der Seite der Zuhörerschaft gemacht wurden und die rege Anteilnahme der Gemeinschaft an dem Erzählvorgang zeigen. – In dem Abschnitt über die Erzähler zeichnet L. Dégh das Porträt von vier bedeutenden Persönlichkeiten, die gleichzeitig als beispielhaft für vier verschiedene Typen von Märchenerzährlern angesehen werden können. Ausserdem gewährt das Material einen Überblick über das Erzählgut von drei Generationen innerhalb einer Familie.

Der erste der beiden umfangreichen Anhangteile des Buches (S. 265–307) enthält eine Übersicht über den Märchenschatz der vier untersuchten Erzähler: Er bringt die Typennummern nach Aarne-Thompson, die Nummern des Motivindex, Literaturangaben, vergleichende Bemerkungen zu Inhalt und Stil der Märchen und ein Verzeichnis der ungarischen Varianten. Der zweite Anhangteil (S. 309–415) bietet eine Auswahl von 14 Märchentexten. Dieser Abschnitt ist offensichtlich erst im letzten Augenblick in das Buch aufgenommen worden; im Abhandlungsteil vermisst man deshalb leider jeglichen Hinweis auf die mitgeteilten Texte. Die zahlreichen in der Untersuchung gebotenen Proben kehren teilweise im Anhang wieder und können dort im Zusammenhang nachgelesen werden. Ebenso fehlt in dem Überblick über den Kakasd-Märchenschatz eine Angabe, welche Texte in den Anhang II aufgenommen wurden. – Insgesamt schuldet die Erzählforschung der Verf. für dieses vorzüglich gearbeitete Buch grossen Dank. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf ein zur Zeit recht vernachlässigtes Gebiet der Märchenforschung, vermittelt zahlreiche Anregungen für künftige Forschungen und zeichnet die Wege vor, die man bei ähnlichen Untersuchungen in anderen Ländern gehen sollte.

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg i. Br.

Handwörterbuch der Sage. Namens des Verbandes der Vereine für Volkskunde hrsg. von *Will-Erich Peuckert*. 3. Lieferung: Altentötung – Aufwachsen und Abnehmen der Gestalt, Spalte 457–712. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1963.

Wir können uns bei der Anzeige der dritten Lieferung kürzer fassen, weil die Arbeiten an dem Unternehmen des Handwörterbuchs für eine Reihe von Jahren aus verschiedenen Gründen unterbrochen (keineswegs abgebrochen!) werden müssen. Einerseits wollen wir uns freuen, wenn das Handwörterbuch künftig auf einer breiteren und den neuesten Forschungsstand berücksichtigenden Grundlage fortgeführt werden kann. Andererseits können wir es sehr gut begreifen, wenn der Entschluss hiezu für den Herausgeber einen schmerzlichen Verzicht bedeuten musste, und wir müssen ihm – trotz der Kritik im einzelnen – für die durch Jahre hindurch geleistete, mühsame Vorarbeit für das Unternehmen unsern herzlichen Dank sagen. Wir bewundern auch den Mut seines persönlichen Entschlusses.

Die vorliegende dritte Lieferung bringt zahlreiche interessante Stichwörter; einige sind von Moser-Rath, Narr, Röhrich, Schauerte und de Vries unterzeichnet. Wir wollen diesmal nur die Bitte aussprechen, dass das Stichwortverzeichnis etwas anders durchgeführt werde, und dass auch tunlichst auf Anderssprachige Bedacht genommen werden sollte. Es ist z.B. nicht selbstverständlich, «Frau Anna» unter «Anna» zu finden; bei Stichwörtern «auf den Knien» und «auf der Erde» wird schon ein Deutschsprachiger Schwierigkeiten haben, diese unter «auf» nachzuschlagen. Ausdrücke wie «Anbannen» (des Wildes) und «Aufwachsen» (der Gestalt; im Sinne von Grösserwerden, Anschwellen) scheinen mir doch allzusehr Regionalismen zu sein. Auch hier gilt, dass man fremdsprachige Wörter nur dann gebrauchen sollte, wenn man sie korrekt abschreiben kann; so heisst der auf Spalte 614 erwähnte, etwas sonderbare «Heilige» nicht Apple seed, sondern Appleseed; die einzige gute Monographie über ihn (von Robert Price, Bloomington/Indiana 1954) wird vom Herausgeber nicht aufgeführt, dafür nimmt er seine Zuflucht zu Botkin! Wildhaber

Josef Guntern, Walliser Sagen. Gesammelt und herausgegeben von J. G. Olten und Freiburg i. Br., Walter-Verlag, 1963. 366 S., 16 Bildtaf. Fr. 19.–.

Es ist ganz erstaunlich, in welcher Fülle und in welch guter Buchaufmachung heutzutage im Zeitalter der angeblich nur-nüchternen «industriellen Massengesellschaft» Sammlungen von Sagen, Märchen, Legenden usw. erscheinen können und ihren Absatz finden. Dies gehört zu den Unwägbarkeiten, die in unserem Zeitalter der Hochkonjunktur im Zivilisationsgüterkonsum und der Übertechnisierung unseres Lebens die Wissenschaft von den primitiven Anfängen unserer Kultur, von Geist und Leben der Vor- und Frühgeschichtsperioden der Menschheitsentwicklung einen ungeahnt lebhaften Widerhall in breiten Schichten einer keineswegs fachkundigen, wohl aber gebildeten und aufnahmebereiten Leserschaft finden hat lassen. Das Interesse am angeblich «Uralten» in der Erzählüberlieferung muss allerdings gerade auch bei Büchern aus der für die übergrosse Mehrzahl europäischer Leser noch immer romantisch-verzerrt geschauten Welt des Hochgebirges bei der Fachwelt auf kritische Skepsis stossen. Was z.B. K. F. Wolff in seinen immer noch in Riesenauflagen abgesetzten «Dolomitensagen» als Wesensaussage der Hochgebirgsmenschen vorzustellen unternommen hat, ist Dichtung auf volkhafter Grundlage, aber keineswegs «Volksdichtung». Davon unterscheidet sich die vorliegende neue Sammlung von Sagen aus dem Wallis grundlegend und (vom Standpunkt der Erzählforschung innerhalb der Volkskunde als Wissenschaft gesehen) wohltuend. Es sind Sagen, Memorate, Fabulate, Geschichtserinnerungen, die der Herausgeber im Auftrage des Geschichtsforschenden Vereins Oberwallis in den Jahren seit 1960 in allen 90 Gemeinden des Oberwallis durch Mitschrift oder mittels des Tonbandgerätes aufgenommen hat. Freilich wird auch der Aussenstehende immerfort in den Zweifel gestossen, inwieweit hier «volkstümliche Diktion» überhaupt beizubehalten auch nur versucht wurde. Manches ist doch sprachlich einer allzu weit gehenden Neufassung verdächtig. Das gilt keineswegs als Vorbehalt gegenüber dem Inhaltlichen, den Motiven. Auch ist sich die Volkskunde der Schwierigkeiten einer Wiedergabe von Erzählgut, das unmittelbar aus dem

Volksmunde aufgenommen wurde, durchaus und dies schon seit den Tagen der Brüder Grimm bewusst. Aber wo nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen rezensiert werden muss (für die nicht emotionelles oder künstlerisches Gestalten, auch nicht der unbestreitbare «Heimatwert» einer solchen Sammlung das alleinige Kriterium sein darf), genügen die hier beigegebene «Erklärung der wichtigsten Mundartwendungen» (S. 358–362) und der überaus knappe Quellennachweis (S. 357–358) nicht. Allerdings, so muss gerechterweise hinzugefügt werden, handelt es sich hier um eine Art «volkstümliche Ausgabe» (S. 15), indes «eine wissenschaftliche Publikation ... die Ergebnisse (der Gunternschen Sammlungsmaterialien von 1960–1962) später verwerten» soll. Wir dürfen uns also vorerst an dieser hübsch gestalteten und liebevoll nacherzählten Auswahl aus den Sagen des Wallis (nach M. Tscheinen und P. J. Ruppen, *Sitten* 1872, nach den «Walliser Sagen», die der Geschichtsforschende Verein Oberwallis zu Brig 1907 in 2 Bänden herausgebracht hatte, nach F. G. Stebler, Zürich 1914, F. Schnyder, Brig 1949, J. Zurbriggen in einzelnen Chroniken und Heimatbüchern usw.) freuen und eine grosse kritisch kommentierte Ausgabe von J. Guntern erwarten. Die darf man sich so gut erzählt und so brauchbar in einem umfassenden wissenschaftlichen Register erschlossen vorstellen, wie es etwa (um nur ein einziges Beispiel aus der Schweiz anzuführen) bei den «Sagen aus Uri» der Fall ist, die Josef Müller in Altdorf «aus dem Volksmunde gesammelt» hatte und die, Band I und II, Hanns Bächtold-Stäubli, Band III Robert Wildhaber (der auch das Gesamtregister erstellte) herausgegeben haben. Vorerst wird ein wissenschaftlich interessierter Benutzer des Walliser Sagengutes unbedingt auch auf J. Jegerlehner, «Sagen aus dem Unterwallis» Basel 1909, und vom selben Sammler «Sagen und Märchen aus dem Oberwallis» Basel 1913 (= *Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde*, Band 6 und 9, Register zu beiden von H. Bächtold) zurückgreifen müssen. Ein Sonderlob der vorliegenden Ausgabe verdienen die ausgezeichneten Bildbeigaben.

Leopold Kretzenbacher, Kiel

Volksschwänke aus Mecklenburg. Aus der Sammlung *Richard Wossidlos* hrsg. von Siegfried Neumann. Berlin, Akademie-Verlag, 1963. XXVI, 224 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 30).

Der handschriftliche Nachlass des unermüdlichen Sammlers Richard Wossidlo ist bereits früher schon für Veröffentlichungen benutzt worden, so von Henssen für die Märchen und von Schneidewind für die Sagen «demokratischen Charakters». Zwar ist seine Verwendung nicht immer ganz leicht, was mit der Art der Sammeltätigkeit zusammenhängt: Wossidlo schrieb gleich alles von Hand mit, oft stichwortartig; am Abend ergänzte er jeweils seine Notizen aus dem Gedächtnis. Die Erzählsituation und allfällige Rede und Gegenrede zu fassen, war ihm bei seiner Aufnahmetechnik nicht möglich; wenn immer möglich versuchte er einen Erzähler allein zu erwischen und ihn zum Diktieren seines Stoffes zu veranlassen. Wossidlo hatte bereits Vorbereitungen für eine Edition getroffen, doch ging das Manuskript während des Krieges zum grossen Teil verloren. Man kann aber doch erkennen, dass er die Schwänke etwas überarbeitete, etwa so, dass er sinnentstellende Lücken des Erzählers schloss und sprachliche Unregelmässigkeiten, wie sie sich zum Teil aus der eiligen Mitschrift ergaben, ausbesserte. Für die vorliegende Veröffentlichung hat der Herausgeber die von Wossidlo geplante Einteilung nach thematischen Gesichtspunkten übernommen, weil sie sich als praktisch erwies. Es sollen damit die vom Schwank erfassten Lebensbezirke klar überschaubar gezeigt werden. Zwar sind die Stoffe im allgemeinen verbreitetes Wandergut und nicht an eine Landschaft gebunden, aber sie sind doch wieder in Einzelheiten an die besonderen heimischen Verhältnisse angepasst worden: es geht um die realen Lebensbedingungen, wie sie sich zwischen Grundherr und Knecht herauskristallisieren: Essen, Lohn und Arbeit. Der Schwank sucht sich – sei es humorvoll oder dann ironisch oder gar mit beissender Kritik – mit ihnen auseinanderzusetzen. Meist nimmt der Schwank mit eindeutiger Tendenz den einfachen Mann gegenüber dem Bessergestellten in Schutz; die Träger der Schwankerzählungen sind

denn auch im grossen ganzen die Knechte und Kleinbauern. Die Themenkreise gliedern sich um: Herren, Bauern, Knechte; Handwerker; Stadtleute; Obrigkeit; Geistliche; daneben finden sich als hervortretende Einzelpersonen: Eulenspiegel und König Fritz; den Beschluss bilden Schwänke allgemeinmenschlichen Inhalts: Liebe, Heirat, Ehe, Tanz und Trunk. Die einzelnen Erzähler werden vorgeführt, soweit sie aus Wossidlos Angaben feststellbar sind. (Sie sind im Anhang in einem «Erzähler-Verzeichnis» zusammengefasst.) Die Texte sind im Dialekt wiedergegeben, aber sie sind mit zahlreichen schriftdeutschen Erläuterungen versehen. Was die Ausgabe besonders verdienstlich macht, sind die sorgfältigen «Anmerkungen zu den Texten». Sie enthalten zu jeder einzelnen Nummer Angaben über Quelle, den Erzähler, Ort und Zeit der Aufzeichnung und den eventuellen Einsender. Dann folgen Typen- und Motivnummern, womit die Vergleichsmöglichkeiten zu einem guten Teil erschlossen sind. Die eigentlichen Variantenangaben beschränken sich auf verständlichen, praktischen Gründen auf Mecklenburg; hierin wird aber Vollständigkeit erstrebt. Die vorliegende Schwanksammlung wird damit zu einem bedeutsamen Forschungsbeitrag.

Wildhaber

Laurits Bødker in cooperation with *Brynjulf Alver, Bengt Holbek, [and] Leea Virtanen*, The Nordic Riddle. Terminology and Bibliography. Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1964. 101 p. (Nordisk Institut for Folkedigtning, Skrifter, 3).

This dictionary, a work to which I can cite no precise parallel in folklore studies, lists and defines the terms applied to riddles in the Scandinavian languages. The term «riddle» has been very loosely used in all languages, and notably by Andreas Jolles in *Einfache Formen*. The descriptive riddle, the shrewd or witty question (Wissensfrage) in many varieties, and the neck riddle (Halslösungsfrage), to name only three varieties, differ in origins, history, materials, stylistic conventions, and dissemination. This dictionary deals only incidentally with such matters. For example, it is not clear, whether parallels to the Swedish Bokstavsförfiguråta that describes the shapes of the letters in the word that is the solution, are also known in other Scandinavian lands. An example of it is the English TOBACCO-riddle: «Three-quarters of a cross, a circle complete, two semicircles on a perpendicular meet,» etc. Illustrative examples are few and more would have been helpful, since Kristensen's Danish and Ström's Swedish collections are out of print and not easily obtainable. For each term the editors regularly give the inventor's name, a date, the etymology (when necessary), as well as a definition. «Konstgåta», which is defined as «an artificial gåta (e.g., charade, logograph)», should have been adjusted to its Finnish synonym «Kirjallinen arvoitus», i.e., literary riddle, Kunsträtsel. Long before Goethe and Schiller, men in the Orient composed them. Like Heine's «Die Lorelei», which both resembles and differs from a traditional ballad, literary riddles have a superficial likeness to traditional riddles and at the same time violate many of the conventions characteristic of tradition. The charade and logograph mentioned here are typical varieties of literary, not traditional riddling and do not appear in the vocabulary. The value of this dictionary lies, it seems to me, in raising the question whether the Scandinavian forms differ from the forms known in other countries. The term «riddle» means very different things in Scandinavia and Africa or Java, although there are also many agreements. An index of Dutch, English, and German terms with equivalents in the Scandinavian languages (p. 70–74) follows the dictionary, and an excellent bibliography (p. 75–101) of Scandinavian works and articles dealing with the riddles concludes it. The bibliography contains also works on Lappish and Icelandic riddles and a selection of Estonian titles.

Archer Taylor, University of California, Berkeley

Sven B. Ek, Den som kommer först till kvarns – Ett ordspråk och dess bakgrund. Lund, Gleerup, 1964. 67 S., 11 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta minora regiae societatis humaniorum litterarum lundensis, 1963–1964: 1).

Die im Sprichwort «Wer zuerst zur Mühle kommt, mahlt zuerst» ausgedrückte Prioritätsregel findet sich schon im Sachsenriegel als reine Rechtsregel aufgezeichnet. Das

schwedische Traditionsmaterial zeigt, dass diese Regel bei den privaten Kundenmühlen genau befolgt wurde. Dem Verfasser geht es aber vor allem um die Rechtsverhältnisse bei den für den Hausbedarf bestimmten Mühlen, die sich im Besitz von Dorfgemeinden oder Mühlgemeinschaften befanden. Er kann hier deutlich drei Nutzungssysteme unterscheiden: zunächst die ganz freie Reihenfolge, oder anders ausgedrückt: wer zuerst kam, mahlte zuerst. Im kombinierten Prioritäts- und Tagessystem bestellte man beim Mühlenvogt im voraus den Tag, an welchem man zu mahlen wünschte. Das dritte System endlich war das einfache Tagessystem, bei dem die Nutzung im voraus auf bestimmte Tage festgesetzt wurde, und bei dem eine Änderung dieser Tage nur durch Abtausch mit anderen Berechtigten möglich war.

Der Verfasser betont, dass Studien über einzelne Sprichwörter und ihre Verbreitungsweisen für Schweden bisher nicht gemacht wurden. Das von ihm behandelte Prioritäts-sprichwort dürfte seine Beliebtheit und Verbreitung einerseits dem Umstand verdanken, dass es in den sogenannten Freidankpredigten vorhanden war und damit durch die internationale, mittelalterliche Kirche bekannt wurde, und andererseits war sicherlich auch der Umstand massgebend, dass der Sachsen-Spiegel, in welchem es – wie wir gehört haben – aufgezeichnet war, ein ausgedehntes Gültigkeitsgebiet umfasste. Zu diesem Gebiet gehörten aber weder England noch Skandinavien, und in diesen beiden Ländern findet das Sprichwort erst spät Eingang.

Wildhaber

Volkslied

Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Band 2. Berlin, Akademie-Verlag, 1962. XLII, 630 S., 31 Abb. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 4/II).

Die romantisch-verklärende Vorstellung von der zarten und unverdorbenen Blume Volkslied, jenem reinen, jungfräulichen Gebilde aus dem Mutterschoss des unverbildeten Volkes, erfährt von Zeit zu Zeit Erschütterungen. Der Wissenschaftler, bei aller Begeisterung für seinen Gegenstand und aller daraus sich ergebenden Wärme der Darstellung, muss hinter diesen Schleier sehen. Steinitz' Thema ist in diesem Sinn unbequem: gilt es doch, jenen unaufhörlichen Protest einer zunächst im Untergrund wachsenden, im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dann mit Macht hervorbrechenden und überkommene Ordnungen zertrümmernden «Arbeiterklasse» anhand des Liedes darzustellen. Ob das aber Volkslied ist? Ja, ebenso wie die Ballade, das historische Lied, das gesellige und Liebeslied, das Stände- und geistliche Lied, das zum Zeitpunkt der ersten bezüglichen Veröffentlichungen nicht minder aufstörende «Erotische Volkslied» Blümmls! Denn: «Ein Volkslied entsteht aus einem Lied beliebiger Herkunft, das von der Gemeinschaft, dem Kollektiv, aufgenommen und dabei im Laufe seiner Entwicklung vom Volke schöpferisch geformt wird» (S. XIX); so definiert Verf., überwindet damit ebenso John Meiers Theorie vom Kunstlied im Volksmund wie Josef Pommers Produktionstheorie und stellt sich – mit veränderten Vorzeichen – neben Walter Wioras Lösung: «Mit diesem Wort [= Volksmusik] bezeichnen wir..., was zum Volke als geistiges Eigengut gehört. Dabei ist 'Volk' als Inbegriff der seelisch-gesellschaftlichen Grundschichten der Bevölkerung gemeint, als Gesamtheit der Bauern, Hirten, Bergleute, Volksmusikanten und so fort, aber auch als die Allgemeinheit, soweit sie sich von diesen Schichten nicht wesentlich unterscheidet. Die Volksmusik ist 'Eigengut' der Grundschichten in dem doppelten Sinn, dass sie entweder aus ihnen stammt oder bei ihnen heimisch ist; beide Seiten, die genuine und die possessive Zugehörigkeit, können zusammenfallen» (Europäische Volksmusik und abendländische Tonkunst [Kassel 1957] 22; vorgebildet bereits in: Zur Lage der deutschen Volksliedforschung, in Zs. für deutsche Philologie 73 [1954] 197 ff.).

Der vorliegende zweite, die Sammlung beschließende Steinitz-Band behandelt folgende Themen: V. Lieder aus dem politischen Kampf gegen Unterdrückung, für Deutschlands Freiheit und Einheit 1816–1847; VI. Lieder aus der Revolution von 1848/49; VII.

Beiträge zum politischen Arbeitervolkslied der Jahre 1850–1914; VIII. Lieder gegen Krieg und Hungerpolitik aus dem ersten Weltkrieg 1914–1918; IX. Lieder aus dem Kampf gegen Reaktion und Faschismus, für den Sieg des Sozialismus 1918–1933. Überlieferungslisten, in denen vor allem die Bestände des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg im Breisgau und des Arbeiterliedarchivs in Berlin verarbeitet sind, ausführliche Literaturhinweise, von Doris Stockmann angeregte Kommentare zu den Melodien und Darstellungen der geschichtlichen Situation begleiten jedes Lied. Es ist wichtig zu sehen, dass die hier vereinten über vierhundert Liedertexte und einhundertundzwanzig Melodien nur der im Vorwort angezeigten Seite der Lieder des werktätigen Volkes im 19. und 20. Jahrhundert gerecht werden; «1914–1918. Ich habe nur Lieder aufgenommen, die eine eindeutige Stellungnahme gegen Krieg und Hungerpolitik enthalten» (S. XXXIII). In diesem Sinn ist die Sammlung selbst Opposition. «In verschiedenen Rezensionen klingt der Vorwurf der Einseitigkeit bei der Auswahl des Materials an... Ich kann darauf nur antworten (und wiederholen): Herders Konzeption, von der ich im ersten Band ausging... ist in zahlreichen und umfangreichen Sammlungen deutscher Volkslieder nur in bezug auf die zweite Seite ausgeführt worden. Wenn jetzt die erste Seite ... zum ersten Mal eine ausführliche Darstellung findet, so kann darin keine negativ zu beurteilende 'Einseitigkeit' liegen. Diese 'Einseitigkeit' war notwendig, um das völlig entstellte Bild zu korrigieren» (S. XLII). Verf. widerspricht demnach nicht der von Gerhard Heilfurth anlässlich des Internationalen Symposions zur Erforschung des Arbeiterliedes auf Schloss Liblice bei Prag 1961 vertretenen Meinung, dass der oppositionelle, sozialkritische Einschlag keinesfalls einziges Thema des Arbeiterliedes sei (DJBfV. 8 [1962] 138).

Das Bild vom deutschen Volksgesang wäre ohne die Lieder «demokratischen Charakters» unvollständig. Es ist daher im Sinne der Forschung verdienstvoll, ein bisher unbeachtet in Archiven schlummerndes oder von wenigen älteren Überlieferungsträgern noch bewahrtes Material in so kenntnisreicher Art aufzubereiten und in so schöner Ausstattung zu drucken. Möge nicht einseitige Betrachtung oder Auslegung der Sammlung zu Missverständnissen führen.

Wolfgang Suppan, Freiburg i. Br.

Hermann Strobach, Bauernklagen. Untersuchungen zum sozialkritischen deutschen Volkslied. Berlin, Akademie-Verlag, 1964. VI, 438 S., 3 Abb., 9 Landkarten, mus. Beispiele. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 33).

Im Jahre 1890 hat Johannes Bolte im Anhang seiner Schrift «Der Bauer im deutschen Lied» ein thematisches «Verzeichnis von Liedern über den Bauernstand» gegeben: Darin sind u. a. über 40 Lieder genannt, die das «Lob des Bauernlebens» singen; mit 18 Nummern sind die gegenteiligen Äußerungen, die «Bauernklagen», vertreten. «Bauernklagen», also «Lieder, in denen ein Bauer oder die Bauern über soziale Bedrückung und Not klagen» hat Strobach zum Gegenstand seiner 1961 an der Ost-Berliner Humboldt-Universität angenommenen Dissertation gemacht; diese Arbeit legt er nun in wesentlich erweiterter Buchform vor, als eine grossangelegte Sammlung und Auswertung aller erreichbaren Bauernklagen. Wolfgang Steinitz – ein Forscher, dem Strobachs Buch übrigens in mancher Beziehung verpflichtet ist – druckte 1954 im ersten Band seiner «Deutschen Volkslieder demokratischen Charakters» 9 Bauernklagen in rund 20 Fassungen ab; Strobach vermag nun 39 Nummern mit im ganzen über 200 Fassungen aufzuführen. Das Werk ist so angelegt, dass zunächst 15 Klagen, von denen je mehrere Fassungen existieren, ausführlich untersucht und dann die restlichen 24 Nummern, zu denen nur je eine Fassung bekannt ist, besprochen werden; daran schliessen sich zusammenfassende Darstellungen über Herkunft, Überlieferung, Variation, Wirklichkeitsbezug und soziale Kritik an.

Strobach hat das reiche, aus der Zeit vom 17. bis 20. Jahrhundert stammende Material mit sicherer Hand gegliedert. Die Untersuchung geht vom Text aus und stellt schriftliche (Fliegende Blätter) und mündliche Überlieferung (Aufnahmen) geschickt nebeneinander. Es stellen sich verschiedene interessante Ergebnisse ein: Manche dieser Bauernklagen, vor allem die älteren, weisen durch gleichsam stereotype Züge einer «Bauernklagen-Topik»

(z. B.: Reim «Bauer/sauer»; der arme Bauer muss seine Schuhe mit Weiden binden; der unbermittelte Bauer nennt sein armseliges Vieh; usw.) auf die Existenz einer Art in sich geschlossener Lied-Gattung hin. Strobach geht den Querverbindungen zwischen den einzelnen Liedern sehr genau nach; das Ergebnis berechtigt zu den am verhältnismässig einheitlichen Material der Bauernklagen angestellten Betrachtungen über die Variation der Lieder – Hörfehler, Entstellung, Zusätze, Umsingen usw. –, zu Betrachtungen, die – mutatis mutandis – sehr allgemeine Geltung beanspruchen. – Wichtig sind die Beziehungen zwischen einzelnen Bauernklagen und Rollenliedern aus dem Schauspiel; dazu erteilt vor allem das Kapitel «Herkunft» Aufschluss. – Ein weiteres Ergebnis betrifft die geographische Verbreitung der Klagen: als landschaftliche Zentren erweisen sich süd- und südwestdeutsche Gebiete sowie Österreich; die hohe Zahl von über 200 Fassungen schaltet allzu grosse Zufälle in der Belegstreuung aus. – Wenn auch das Thema und die Terminologie der historischen und sozialkritischen Partien des Strobachschen Buches ihre Herkunft nicht verleugnen, so ist der Verfasser glücklicherweise der Gefahr entgangen, in den Liedern nur bittere Sozialkritik zu sehen. Nicht selten tritt Spott oder Scherz über den Landmann in den Bauernliedern auf; hier wird mit gesundem *iudicium* zwischen Witz und Anklage unterschieden.

Zu einzelnen Melodien hier noch einige kleine Hinweise: 1. Die umstrittene, bei Erk-Böhme 3, Nr. 1547 und Steinitz 1, 58 wiedergegebene Melodie Berlin, Yd 7854, Nr. 17 (Strobach Abb. 3) zeigt auffallende Verwandtschaft mit dem bei Angelus Silesius/Georg Josephus (Heilige Seelenlust, Breslau 1657) «auf eine bekannte Melodey» zu singenden Choral «Ach wann kommt die Zeit heran». Diese Melodie ist heute vertrauter als Choralweise des Nachtwächterliedes «Hört, ihr Herr'n, und lasst euch sagen» und soll nach Erk-Böhme 3, 410 (zu Nr. 1580) schon in den uns nicht zugänglichen *Cantiones sacrae* von Vulpinus stehen. Die Parallele Silesius/Nachtwächterlied ist schon von Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder 1, 317 (zu Nr. 1184) erkannt. – 2. Entgegen Strobach S. 70 halten wir die Lothringer Melodien M und P von «Ach ich bin wohl ein armer Bauer» für übereinstimmend; das kann bereits eine einfache synoptische, allenfalls einheitlich transponierende Zusammenstellung erweisen. Die Erkenntnis der Identität ändert nichts Wesentliches; sie schliesst höchstens die musikalische Lothringer Überlieferung M bis P enger zusammen. – 3. Für die Tatsache, dass das schwäbische Lied «Ist es nicht ein elendes Leben» kunstvoller Gestaltung entstammt, spricht nicht nur der Text, sondern auch die Melodie, die das in der Schweizer Fassung von Wyss, Küh-Reihen 1818, erhaltene Gerüst wesentlich kunstvoller (Melisma in T. 10/11!) fasst.

Literaturverzeichnis, Bibliographie der Liedfassungen und Indices beschliessen das inhalts- und aufschlussreiche Buch; nachdem nun die verdienstvolle Bearbeitung der Bauernklagen vorliegt, möchte man hoffen, dass gelegentlich auch die entgegengesetzte Seite des Bauerntums im Lied untersucht würde, jene Seite, die in der Schweiz etwa im Volkslied fassbar wird:

«Mir Lüt uff em Land sy so luschtig u froo,
mir füren es Läbe, s chönnt besser nit goo...» Martin Staehelin

Anton Anderlub, Kärntens Volksliedschatz. 1. Band: Liebeslieder; 1. Teil; 2. Teil. Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 1960; 1963. 288 S.; 224 S. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, 7 und 12).

Der erste Teil des ersten Gesamtbandes dieses Werkes ist bereits 1961 im «Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes» von österreichischer Fachseite eingehend besprochen worden, und es hat keinen Sinn, die von einem Kenner wie K. M. Klier vorgebrachten und wohl weitgehend berechtigten Bemerkungen an dieser Stelle zu wiederholen. Überdies muss man bei der Durchsicht des Werkes und der Lektüre der Klierschen Rezension entschieden feststellen, dass zu gültiger und präziser wissenschaftlicher Beurteilung einer landschaftlichen Volkslied-Sammlung nur ein durch seine Arbeit mit Land und Material selber engverbundener Fachmann wirklich kompetent ist. All dies bestimmt uns, hier über das Gebotene vor allem zu referieren und erst an zweiter Stelle eigene Kritik vorzutragen.

Die zur Diskussion stehenden beiden Bandteile stellen den Anfang eines imposanten Unternehmens dar, einer nach (vernünftiger) Vollständigkeit strebenden Sammlung aller erreichbaren Kärntner Volkslieder. Das Material dazu wird sowohl aus publizierten Beständen als auch aus noch unveröffentlichten Quellen geschöpft. Die ersten drei Gesamtbände werden Kärntens «hervorstechendstes» Liedgut, die Liebeslieder, zum Inhalt haben; daran sollen sich die andern Liedgattungen, also Balladen, Stände-, Jagdlieder usw., anschliessen. Bis heute liegen die erwähnten, je in selbständiger Bandform erschienenen beiden ersten Teile des ersten Gesamtbandes vor, d. h. ein schwacher Fünftel der Liebeslieder; damit umfasst das bereits Zugängliche, nach der alphabetischen Folge der Textanfänge gegliedert, 270 der auf 1246 Nummern berechneten Abteilung der Liebeslieder, oder anders ausgedrückt: die Liebeslieder mit den Textanfängen «A» bis «De».

Es war ein Hauptanliegen des Bearbeiters, in seiner Publikation den Reichtum der Kärntner Volkslied-Variation zu zeigen. Aus diesem Grunde sind im ersten Teil des ersten Gesamtbandes möglichst viele Fassungen zum jeweiligen Lied geboten. Um das Werk in vernünftigem Umfang zu halten, musste aber bereits im zweiten Teil der Abdruck jeweils mehrerer Fassungen stark eingeschränkt werden; vielleicht wird das Ausgefallene in einem Supplementband später zugänglich gemacht werden. Jedem Lied oder jeder Fassung sind Hinweis auf Quelle oder Quellen, Name des Sängers und des Aufzeichners, Ort und Datum der Aufnahme und, wo nötig, sprachliche Erläuterungen beigefügt. Die Mundarttexte werden unter zusätzlicher Verwendung der phonetischen Transkriptionszeichen å und ø gegeben; die musikalischen Weisen sind in der Regel einstimmig, gelegentlich mit einer zweiten Überstimme, selten in Kärntner Singpraxis entsprechendem mehrstimmigem Satz notiert.

Einen Einwand erlauben wir uns doch: Es scheint uns, dass die wissenschaftliche Besprechung und allenfalls Auswertung der Lieder und besonders der Melodien zu kurz gekommen ist. Einige Bemerkungen finden sich zwar, und es ist auch offensichtlich, dass schon ein im Umfang bescheidener Liedkommentar, wenn in der Sammlung konsequent durchgehalten, die Herausgeberarbeit ungemein belastet hätte; aber man bedauert, dass manche (sich bei der Vorbereitung der Ausgabe geradezu aufdrängende) Hinweise – wie z. B. eine ausdrückliche Bemerkung über die Identität der Melodien Nr. 13, 63 b, 202 und 232 – fehlen. Eine Beifügung oder gar Vermehrung solcher Angaben würde einerseits dem Nichtspezialisten das Zurechtfinden im endlosen Reichtum dreitaktiger Melodien bedeutend erleichtern – die alphabetische Anordnung gewährt ohnehin keine wirkliche Übersicht –, und der Fachmann anderseits gewinne so mehr Anreiz und Ansatzpunkte für eine tieferdringende Erforschung des Kärntner Liedgutes.

Doch, wir sind froh, den Anfang eines Kärntner Volkslied-«Thesaurus» dargeboten zu erhalten, besonders auch in äußerlich gediegener Aufmachung. Dem Herausgeber ist die Kraft zum Durchhalten des grossen Unternehmens von Herzen zu wünschen.

Martin Staehelin

Deutsche Volkslieder aus Hohenlohe mit ihren Weisen. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von Konrad Scheierling. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1962. 76 S. (Landschaftliche Volkslieder mit ihren Weisen, 42).

Der Idealismus und die Volksliedbegeisterung, die Konrad Scheierling aus seiner donauschwäbischen Heimat mitgebracht hat, ist nun in seiner neuen Heimat fruchtbar geworden. Er konnte hier den südostdeutschen Sammlungen «Ich bin das ganze Jahr vergnügt» (Kassel/Basel 1955), «Deutsche Volkslieder aus der Schwäbischen Türkei» (Berlin 1960) und «Lob Gott, mein Harfenspiel» (Boppard 1961) das vorliegende Bändchen anfügen und damit auf lebendiges Volksliedsingen in einer von der Volksliedforschung bisher wenig beachteten Landschaft hinweisen. Es sind keine Besonderheiten, die da auftauchen: einige Balladen, Gesellschafts- und Liebeslieder, Stände- und Soldatenlieder, ein einziges geistliches Lied, meist jüngeres Gut, aber doch so ausgewählt und in Melodie und Text so notiert, dass eine pflegerische Wirkung davon ausgehen könnte. (Dass letzteres in der Tat nicht geschieht – wie der spärliche Verkauf des Heftes bezeugt –,

weist auf die Problematik der traditionsreichen «Landschaftlichen Volkslieder» hin; sollte die Reihe weiterlaufen, werden redaktionelle Umgestaltungen nicht zu umgehen sein.)

Wolfgang Suppan, Freiburg i. Br.

Don Yoder, Pennsylvania Spirituals. Lancaster/Pennsylvania, Pennsylvania Folklife Society, 1961. XI, 528 S., mus. Noten, Tafeln.

Fangen wir gleich mit der Feststellung an, dass wir wünschen und hoffen, dieses Buch sei bald in jedem Institut im deutschsprachigen Gebiet, das sich mit Volkskunde, deutscher Sprachwissenschaft oder Religionssoziologie befasst, vorhanden und werde fleissig für Seminarübungen ausgewertet. Es würde es verdienen, und ich würde keinen Moment zögern, es zu den besten Büchern über das religiöse Volkslied zu zählen. Wir verbinden vielleicht den Ausdruck «spirituals» zunächst einmal mit den «negro spirituals» und vergessen dabei völlig, dass es auch «white spirituals» gibt; denn es handelt sich ja einfach um «geistliche Lieder», um den gesungenen Ausdruck einer religiösen Haltung und Stimmung. Und die Einfachheit des Textes und die Eingängigkeit der Melodie einzelner dieser Pennsylvania songs muss mindestens so stark gewesen sein wie diejenige der besser bekannten negro songs. Da hiess es z. B. in einem heute vergessenen, deutschen apokalyptischen Lied: «Der Herr der wird erscheinen, Am End der Zeit, Mit zehntausend Heiligen; Am End der Zeit. – Der jüngste Tag ist nah, sehr nah, ja nah; Der jüngste Tag ist nah, sehr nah.» Oder – um ein weiteres Beispiel zu zitieren, das auch als religiöses Blatt in Deutschland bekannt war – Die geistliche Eisenbahn: «Als Ingenieur leitet die Bibel die Schar, Sie zeiget den Weg zu dem Himmel so klar, Durch Wildnis und Grauen zur seligen Ruh', Wo Engel uns rufen, willkommen herzu.» Zum deutschen Andachtsbild, auf dem Jesus das Menschenherz auf dem Amboss zurechtschmiedet, findet sich hier die Lied-parallele: «Der Sterbens- und Verleugnungs-Weg / Der Amboss ist; drauf ich mich leg'./ Da fängt der Meister an zu schlagen; / Des Meisters Arm gibt Schlag auf Schlag / Das weiche Eisen givet nach; / Es lässt sich wenden, krümmen, plagen.»

Yoder, der an der University of Pennsylvania Volkskunde und Religionswissenschaft liest, ist bis in alle Einzelheiten bekannt und vertraut mit dieser eigenartigen religiösen Haltung, wie sie sich auch in den «camp-meeting hymnals» und den «revival songsters» äussert. So wie man im Staat Indiana vom «Bible belt» spricht, gibt es in Pennsylvania den «spiritual belt». Wir dürfen auch nicht vergessen, dass ein Grossteil der Einwohner aus eingewanderten Pfälzern und Bernern besteht, die aus religiösen Gründen Süddeutschland und die Schweiz verliessen oder verlassen mussten, und die dann in Pennsylvania ein neues Leben in biblischer Strenggläubigkeit anfingen. Ihre eigenartige Sprache behielten sie bis in die jüngste Zeit hinein bei. (Die junge Generation gibt sie dann auf, wenn sie in andere Gebiete übersiedelt). Yoders Buch ist eine Fundgrube für das Pennsylvania German; man lese etwa die folgenden Lieder-Überschriften: «Meini Sail iss mit Gutt far-saint, Gutt Loab, Gutt Loab» (Meine Seele ist mit Gott versöhnt, Gott Lob) oder «Nuch a paor dawg in da Vildarniss» (Noch ein paar Tage in der Wildnis) oder endlich «Mein Yaisoos nemmt de Sinder on» (Mein Jesus nimmt die Sünder an).

Yoder gibt in seinem gross angelegten Werk zunächst eine allgemeine Übersicht über die religiöse Liedtradition in den USA, dann eine Beschreibung der «bush-meeting»-Religion und eine soziologische Analyse der Gründe für ihr Bestehen. Dann geht er über zur Übersicht über die Liedtradition in Pennsylvania und über die heutige Situation. Es folgt der eigentliche Liedapparat von 150 Nummern mit Melodien, Textübersetzung und Quellenangaben. Den Beschluss bilden Kapitel über die Liederbücher und die Herkunft der Lieder. Es zeigt sich, dass Melodie, Texte zu den Versen und Texte zum Chor-Refrain oft aus ganz verschiedenen Quellen stammen; das überraschende Ergebnis der genauen Untersuchungen besteht darin, dass manche der sogenannten German und Dutch spirituals auf englischen Ursprung zurückgehen. Deutsche Lieder sind zu einem grossen Teil Übersetzungen englischer revivalist hymns; einzelne dieser Lieder werden dann in der deutschen Fassung ausgesprochen volkstümlich; und sie finden nun in Rückübersetzungen Eingang in englische Liederbücher. In weiteren Abschnitten behandelt der

Verfasser alle ihm bekannten und fassbaren Ausgaben geistlicher Liedersammlungen und der Flugblätter (broadsides), die Verbreitungswege und die Themen der Lieder. Eine reiche Bibliographie, Indices der Liedanfänge, der Personen und Sachen bilden den Beschluss dieses prächtigen Buches.

Wildhaber

Aurelio Rigoli, Le varianti della «Barunissa di Carini» raccolte da S. Salomone-Marino. Palermo 1963. 548 S., Abb. (Bollettino del Centro di Studio filologici e linguistici siciliani, supplemento, 1).

In den Jahren 1870, 1873 und 1914 gab der sizilianische Volkskundler S. Salomone-Martino das Volkslied über den tragischen Tod der auf frischer Tat der ehelichen Untreue ertappten Baronin von Carini (Schloss in der Nähe Palermos) heraus; er konnte sich jedesmal auf eine grössere Anzahl von Varianten stützen. Das Manuskript dieser Varianten, das er gerne publiziert hätte, blieb verschollen – ja man zweifelte sogar an seiner Existenz – bis Aurelio Rigoli es unter den Papieren des einzigen noch überlebenden Sohnes, Mario Salomone-Marino, fand. Nun legt er das ganze Manuskript im Druck vor, fügt ein ausführliches sizilianisches Glossar von 36 Seiten, ein Reimlexikon von 70 Seiten, einen Motivindex (gezählt von A bis Z) von 6 Seiten, ein Verzeichnis der Herkunftsorte der Varianten (mit geogr. Karte), ein Titelverzeichnis und die Liste der Gewährsleute bei: kurz, es handelt sich um eine allen Ansprüchen philologischer und folkloristischer Forschung genügende wissenschaftliche Ausgabe, deren nicht geringster Wert in der ausführlichen Einleitung besteht. Aus dieser Einleitung vernehmen wir, nach was für Kriterien S. Salomone-Marino bei seinen drei Ausgaben vorgegangen war: er hielt das Volkslied, das ihm in vielen (zulzt 392) Varianten, die z.T. nur einzelne Motive bzw. Strophen oder Verse umfassten, bekannt war, für historische Dokumente eines wirklich stattgefundenen Ereignisses, das er in den Archiven zu identifizieren versuchte. Er rekonstruierte diese Begebenheit und mass an ihr die volkstümliche Überlieferung; so kam er zur seltsamen Einteilung in authentische und apokryphe Varianten; aus den ersten stellte er das Lied zusammen, indem er, seinem künstlerischen Geschmack und volkskundlichen Spürsinn folgend, metrisch gut gebaute und motivisch sich gegenseitig stützende Strophen rekonstruierte, wobei er gelegentlich Wörter ausliess, seltener andere einfügte (um des Reimes, Rhythmus oder Inhalts willen) und so recht eigentlich ein persönliches Werk schuf wie Lönnrot mit der *Kalevala*. Seine Voreingenommenheit, das Volkslied müsse historisches Dokument sein, führte ihn von Mal zu Mal zu «historisch» treueren, ästhetisch weniger befriedigenden Fassungen.

Während Salomone-Marino der Meinung war, die in andern Volksliedern auftauchenden, in der «Barunissa» ebenfalls vorhandenen Motive seien von letzterer abgeleitet, hat die neuere Forschung gezeigt (z.B. Bronzini), dass es sich hier um «Gemeinplätze» der Volkspoesie handelt, die überall vorhanden sein können und nicht so leicht aufeinander rückführbar sind. Ebenso hat die neue Forschung nachgewiesen, dass im Bereich der Volkspoesie das Suchen nach dem Archetypus als allein gültiger Fassung methodologisch unzulässig (und praktisch unmöglich) ist: das Volkslied lebt eben gerade davon, dass es immer wieder neu aufgenommen, leicht verändert und weiter tradiert wird. Die dieser Art von Poesie gemäss wissenschaftliche Erforschung besteht daher in der Untersuchung (und Veröffentlichung) aller Varianten, in ihrer Struktur- und Stilanalyse und der literarisch-volkskundlichen Motiverhellung. Nur so können geographisch-chronologische Abhängigkeiten, der Kern der Geschichte, Kontaminationen und Erweiterungen durch Einbezug anderer Erzählungen festgestellt werden.

Den Hauptteil des für die Volksliteratur-Forschung bedeutsamen Werkes nehmen die 392 Varianten ein, die mit Hilfe des Glossars und der verschiedenen Indices gut aufgeschlüsselt werden können. Der Herausgeber bekundet die Absicht, die Materie weiter zu bearbeiten und vor allem das Weiterleben der Geschichte der «Barunissa» bei den heutigen cantastorie und nicht berufsmässigen Sängern zu verfolgen. Es ist ihm dazu viel Entdeckerglück und die gleiche wissenschaftliche Akribie zu wünschen, die ihn in verhältnismässig kurzer Zeit diesen gewichtigen Band publizieren liess. Iso Baumer, Bern

Kurze Hinweise

Ingeborg Weber-Kellermann, Volkskundliche Betrachtungen zum ländlichen Grossbetrieb im 19. Jahrhundert. (Im Zusammenhang mit den Mannhardt-Fragebogen von 1865). In: Marburger Universitätsbund, Jahrbuch 1963, 501–529. – Auf Grund ihrer eingehenden Beschäftigung mit dem noch gar nicht genügend ausgewerteten Mannhardt-Material gibt die Verfasserin zunächst diese sorgfältige und klar durchgeführte Studie, welche sie als eine Voruntersuchung zu der bald erscheinenden grösseren Arbeit «Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts» bezeichnet. Mannhardt sandte seine Fragebogen 1865 aus; die eingegangenen Antworten spiegeln also die ländlichen Verhältnisse in Deutschland zu dieser Zeit wider. Die Verfasserin untersucht an Hand dieses Materials die Grundlagen des ländlichen Grossbetriebs im 19. Jahrhundert, die Wandlung des Grossgrundbesitzers zum landwirtschaftlichen Unternehmer und die damit verbundene Umstrukturierung seines Betriebes. Dieses Problem lässt sich am aufschlussreichsten verfolgen im ost- und norddeutschen Raum, im ostelbischen Gebiet der grossen Güter. Vorerst aber muss das Bauerntum in seiner Realität gesehen werden, befreit von den romantisch-idealisierten Verklärungen. Ganz ausgezeichnet gelungen scheint mir die Aufweisung des Entstehens der neuen Sozialgruppe des Landarbeiters in all seinen vielfachen Schattierungsvarianten. Die schematische Karte dieser neuen ländlichen Arbeitsgruppen, aufgeteilt in die verschiedenen norddeutschen Regionen, ist – gerade in ihrer strengen Schematisierung – von vorbildlicher Eindringlichkeit.

Leopold Schmidt, Die Volkskultur der romanischen Epoche in Österreich. In: Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 1964, 35–91. – Dieser Aufsatz von Leopold Schmidt ist thematisch ausserordentlich bedeutsam; es kommt gar nicht darauf an, ob man Kleinigkeiten anders bewerten, weglassen oder zufügen wollte: der Verfasser beschreitet Neuland, und er führt uns überlegen in dieses Neuland ein. Wir sprechen wohl von «historischer Volkskunde» und meinen damit die Erschliessung und sinnvolle Auswertung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen, aber es ist doch etwas völlig anderes, den Versuch zu unternehmen, auf Grund eines zunächst recht dürftigen Zeugnismaterials die «Volkskultur» der romanischen Epoche sichtbar – oder doch «sichtbarer» – zu machen. Über die mehr oder minder internationale Oberschicht sind wir einigermassen unterrichtet, und L. Schmidt sagt mit Recht, dass das kulturelle Leben der tragenden Volkschichten von den Strömungen innerhalb dieser Oberschicht berührt worden sein muss. In systematischer Sicht sucht er nun die entsprechenden Merkmale abzulesen aus Dokumenten, Bildnis- und Plastikdenkmälern, literarischen Zeugnissen und Folgerungsschlüssen aus hergebrachter Tradition. Und gerade im letzteren Punkt ist er äusserst vorsichtig und zurückhaltend; er wendet sich ganz bestimmt gegen voreilige, unhaltbare Folgerungen, wie er sie in den Literaturangaben belegt. Aber anderseits ist es klar, dass Erinnerungen z.B. an das Rechtswesen mit seiner Zeichenhaftigkeit bis heute erhalten geblieben sind. Immer wieder sind Blicke nötig auf die gleichzeitige Kloster- und Hofkultur, etwa bei der Inneneinrichtung der Häuser oder der Bewirtschaftung der Felder. Neben der materiellen Kultur werden auch die Ausserungen der geistigen Kultur einer kritischen Schau unterzogen: Symbolwelt, Jahresfeste, Lebenslauf, Heiligenkult und Wallfahrtswesen, Epen-dichtung, Tanz, Legenden. Der sorgfältige Anmerkungsteil macht auf eine reiche Literatur aufmerksam. Es wäre wohl wünschenswert, wenn Leopold Schmidt das Thema noch erweitern und auf europäischem Boden verfolgen würde, wie es ja eigentlich der Internationalität der Epoche entsprechen würde. – Nebenbei, eine kleine Anfrage eines Schweizers, der sich der in Frage stehenden Kultur verbunden fühlt: was ist der Unterschied zwischen «rätsisch oder doch rätoromanisch» (S. 41)?

Leopold Schmidt, Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen. In: Antaios 6 (1964) 209–238. – Wir möchten nachdrücklich auf diesen überlegenen, gescheiten Aufsatz von Leopold Schmidt hinweisen. Es geht um moderne, öffentliche Bräuche, welche sich oft nur noch in bildhaften Gebärden äussern, welche

«innerlich leer, ohne die Begründung durch irgendeinen glaubensmässigen Inhalt» scheinen. «Dem allgemeinen Empfinden nach vollziehen sich die öffentlichen Bräuche mit ihren Bildgebärden sozusagen glaubenslos». Mit dieser Vorstellung setzt sich Leopold Schmidt mit gut ausgewählten Beispielen auseinander: Segnungen, Christbaum, Adventskranz, Prozessionen. Immer wieder zeigt es sich, dass ein Grundgedanke – zum mindesten unterschwellig – bestehen bleibt, nämlich der von der Beibehaltung der Ordnung im Kosmos. Schön weist Schmidt diese Idee auch im Schulbrauchtum und in den Schlussbräuchen nach (hier wäre nun auch Christine Burckhardt-Seebass und Elsbeth Liebl, Maturvergnügungen der Basler Schülerinnen, im letzten Heft dieser Zs. heranzuziehen). Im allgemeinen findet sich keine Bildung an ältere Glaubensvorstellungen, aber man wird trotzdem eine Sinngebung erkennen. Man kann also wohl von einem Brauch ohne Glaube sprechen, aber keineswegs von einem Brauch ohne Sinn, um diese treffliche Formulierung von Schmidt zu benutzen.

Richard Wolfram, Die Salzburger Prangstangen und ihre Verwandten. 6. Bericht von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 104 (1964) 271–299, 7 Abb. – Wolframs «Brauchtumsaufnahmen» bringen immer wieder überraschende Erkenntnisse, weil es sich um genaueste Befragungen aus einem verhältnismässig kleinen Raum handelt. Diesmal ist er den «Prangstangen» nachgegangen: Stangen, welche mit Blumen und Blüten oder farbigen Wollmustern geschmückt und an Prozessionen mitgetragen werden (im Pongau an Fronleichnam, im Lungau am Sonnwend- oder Peter-und-Paul-Tag). Wolfram beschreibt, nach eigenem Augenschein, den Brauch in allen Einzelheiten von der Entstehung an; es kommen also etwa zur Sprache: Blumensorten und Blütenschnüre, Sammeln der Blumen, Bedeutung der Farben, Umwickeln der Stangen, Tragen der Stangen, Verlauf des Festes. Daneben interessiert sich Wolfram auch für die Namen der Stangen, das Alter des Brauches, Blumenteppiche an religiösen Festen an anderen Orten, grün- und blumengeschmückte Stangen im sonstigen Brauchtum (Maibäume, Wachstumssymbole in Baum- und Stangenform).

Niko Kuret, O nosivcih slovenskih šemskih običajev [Über die Träger der slovenischen Maskenbräuche]. In: Slovenski Etnograf 16/17 (1964) 167–178, 6 Abb., 2 Karten. – Kuret, einer der besten, modernen Maskenkenner, wertet zwei Fragebogen aus, welche das Institut für slovenische Volkskunde an der Slovenischen Akademie der Wissenschaften und Künste zur Erforschung der slovenischen Maskenbräuche ausgeschickt hatte. Die Beobachtungen finden ihre Parallelen in mehr oder weniger ganz Europa. Mit dem Zerfall der Knabenschaften, bei denen der Mann der alleinige Maskenträger war, dringen auch Kinder, Mädchen und Frauen in das Maskenwesen ein. Weil sie aber die überlieferten Formen nicht übernehmen, bedeutet dies den Zerfall der alten Maskenbräuche und das Aufkommen von neuen Ausgestaltungen. Die Tendenzen hiezu sind in allen Regionen Sloveniens vorhanden, aber nicht überall gleichermassen ausgeprägt: die westlichen slovenischen Landschaften erweisen sich als konservativer. In Venetisch-Slovenien tauchen interessanterweise «Mädchen-Maskenbünde» auf.

Leopold Kretzenbacher, Ritterspiel und Ringreiten im europäischen Südosten. In: Südost-Forschungen 22 (1963) 437–455. – Kretzenbachers Aufsatz bildet eine prächtige Ergänzung zu Kurets tiefshürfender «Quintana» (siehe unsere Anzeige im letzten Heft dieser Zs. 94f.). Mit historischer Untermauerung, oft aus den entlegensten Orten beigebracht, weiss Kretzenbacher von der Alka in Sinj, von Reiterspielen in Priština, Dubrovnik, Zara (wo sie etwa 1820 verschwinden), Makarska, Imotski, Piran und Koper zu berichten. Er führt auch die schon längst aus dem Gebrauch gekommenen Ringstechen zu Fuss an, wie sie z.B. in Split und Šibenik ausgeübt wurden. Dann machen wir Abstecher nach Venedig, wo Reiterspiele schon im 13. und 14. Jahrhundert belegt sind, und

nach Arezzo, wo die «Quintana» heute wieder zur Fremdenwerbung aufgenommen wurde¹.

Enrica Delitala, Gli usi funebri sardi secondo le voci del «Dizionario degli Stati sardi» compilata da Vittorio Ángius. In: Studi sardi 18 (1962–63) 3–65, 2 Karten. (Gedruckt Sassari, 1964). – In einem Dizionario des 19. Jahrhunderts hat Pater Vittorio Ángius das Beste beigetragen, was über sardische Sitten und Gebräuche aus dem letzten Jahrhundert bekannt ist. Die Verfasserin beabsichtigt, das gesamte volkskundliche Material dieses Dizionario auszuwerten; die vorliegende Studie befasst sich, als eine Vorarbeit hiezu, nur mit den Totenbräuchen. Ángius gibt seine Beobachtungen einfach als Faktum, ohne auf weitere Erläuterungen oder gar auf Folgerungen einzugehen. Die Verfasserin ordnet nun dieses geographisch verteilte Material nach den folgenden Gesichtspunkten: Glaube und Bräuche vor dem Tode (z. B. Todesvorzeichen), Bekleidung des Toten (Erwähnung von Totenkronen), Totenklage, Totenzug, Leichenmahl, Trauer (die früher üblichen Farben waren braun und auch gelb, seltener schwarz und weiss), Jahrtage. Ein umfangreicher Anhang legt alle Belegstellen zum Thema vor, in geographischer Anordnung. Ein sehr bedeutsamer und interessanter Beitrag zum Totenglauben.

Madeleine Laurain-Portemer, La fête de la gerbe dans le Bas-Maine. Extrait: Bulletin de la Commission historique et archéologique de la Mayenne, t. 68, 70 et 71. Laval, Imprimerie Madiot, 1963. (Autor, rue Chevut 22, Paris 7e). 44 S., 5 Taf. – Bei diesem Thema handelt es sich nicht um die «letzte Garbe» bei der Ernte, sondern um eine solche beim Drescherfest. Van Gennep hatte keine Angaben für Maine zur Verfügung; die Verfasserin kann nun eine ganze Anzahl beibringen und damit die Lücke in van Genneps «Manuel» füllen. Sie gruppiert ihr Material übersichtlich nach den folgenden Stichworten: «sources et datation, instruments et localisations, fête et rites, chants, illustrations». Genaue Belege über dieses Drescherfest mit der letzten Dreschgarbe datieren seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Garbe wird geschmückt, der Hausherr wird herbeigerufen, eine Festkönigin wird bestimmt, es gibt ein reiches, bäuerliches Mahl, das mit Gesang beschlossen wird. Weil aber die Erinnerung daran sehr verblasst und verschwommen ist, ist es mit anderen Festen durcheinandergeraten, was sich besonders deutlich bei den Gesängen zeigt, die öfters von anderen Gelegenheiten her entlehnt sind. Gerätekundlich muss erwähnt werden, dass für dieses Fest nicht der Dreschflegel verwendet wurde, sondern der Dreschstock («gaule», nicht «fléau»); die Abbildungen, deren fruhste von etwa 1830 stammt, werden dem Geräteforscher willkommenes Material bieten; er sei auch noch auf den Anhang hingewiesen, in welchem die Einführung der ersten Dreschwalze beschrieben wird.

Roger Pinon, Folklore et dialectologie. Le jeu du cerf-volant en Wallonie. In: Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale offerts à M. Maurice Delbouille, vol. I (Gembloux, Editions J. Duculot, 1964) 489–516. – Bei der Ausarbeitung seines Themas wurde Pinon gewahr, dass keine genügende Monographie über den Drachen als Kinderspielzeug besteht. So versucht er denn, diese Lücke zu füllen, indem er möglichst alles zusammenträgt, was er über Geschichte und Verbreitungsgebiete des Drachens in Erfahrung bringen konnte. Erst dann geht er auf seine speziell wallonischen Abschnitte ein; diese umfassen: Namen (Dialektnamen) und (drei) Typen des Drachens, Herstellung des Drachens, Art und Weise, wie das Spiel gespielt wird (wobei er sich auf eine minutiose Dokumentation aus den einzelnen Ortschaften Walloniens stützen kann) und endlich das Fliegenlassen von Drachen als sportliche Betätigung von Vereinen. Eine sehr begrüßenswerte und schöne Studie.

¹ Zum Thema vergleiche man nun auch: *Desanka Nikolić, Прилог проучавању Сињске алке [Contribution à l'étude de la „Sinjska alka“]*, in *Narodno stvaralaštvo* 11 (1964) 807–813.

Sprach- und sachgeschichtlich sind für uns einige Aufsätze des «Gebäck-Spezialisten» *Heinrich Fincke* in Köln von Bedeutung. In einer Arbeit «Zur Bildung des Namens Biber einer Schweizer honigkuchenähnlichen Gebäckart» (Deutsche Lebensmittel-Rundschau – Stuttgart N, Birkenwaldstrasse 44, Postfach 40 – 1964, Heft 6, 168–170) weist er nach – wobei er sich auf sprachliche Angaben der Schweizer Bruno Boesch und Ernst Erhard Müller stützen kann – dass Biber eine Kurzform des älteren Bimenzelten ist, und dass das Gebäck nachweisbar in die Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts zurückreicht und damit älter sein könnte als die Lebkuchen von Nürnberg und die Lebzelen von München und Wien. Das gleiche Thema, vermehrt um Bemerkungen über Änisbrötli und Tirggel und mit Angaben über St. Galler Kochbücher, behandelt der Verfasser auch im III. Teil seiner «Beiträge zur Kenntnis honighaltiger Gebildbackwaren»: «Auf den Spuren alter Schweizer Gebildbackwaren»: «Süsswaren» (Werner Benecke Verlag, Hamburg 22, Averhoffstrasse 10) 8 (1964), Heft 13, 836–842. In der gleichen Zeitschrift findet sich der IV. Teil dieser «Beiträge» (verfasst zusammen mit Maria Schmidt): «Die Landshuter Lebzelter-Ordnung von 1554» (8, 1964, Heft 18, 1153–1158).

Wenn *Leopold Kretzenbacher* eine Abhandlung über das Nachwirken von Motiven aus den apokryphen Schriften verfasst, darf man sich immer zum voraus auf eine unerwartete «révélation» im Unbekannten freuen. Diesmal ist es mir ein besonderes Vergnügen, gleich zwei solch ausserordentlich schöner Aufsätze anzeigen zu können. Der erste heisst: «'Stabbrechen' im Hochzeitsritus? Zur apokryphen Erzählgrundlage eines Bildmotivs im sposalizio-Thema», in: *Fabula* 6 (1964) 195–212. – Am Einzelbeispiel eines sog. Rechtsritus – der daneben aber wirklicher Rechtsritus ist – und seiner Fehlinterpretation weist Kretzenbacher auf die Wichtigkeit der Motive aus der apokryphen Erzähltradition hin, die man aber von formähnlichen, funktionell verschiedenen gelagerten Motiven sauber trennen muss. Es geht um das «Stabmotiv» auf Bildern der Vermählung Josephs und Marias. Dieses darf nicht als «Zeichen der Entzippung durch das Stabbrechen» gedeutet werden, sondern es kann klar und einwandfrei als Weiterleben apokrypher Schriften, vor allem jener von «Josephs Erwählung» nachgewiesen werden. Eigenartigerweise beschränkt sich dieses apokryphe Motiv in der Hauptsache auf den romanischen Boden; in der orthodoxen Ostkirche fehlt es fast ganz. Kretzenbacher zieht alle einschlägigen Stellen aus der apokryphen Literatur und alle Bildwiedergaben heran. – Der zweite Aufsatz heisst: «Der 'Höllentrunk'. Zur Frage der Weiterformung apokrypher Apokalypse-Motive in der spätmittelalterlichen Ikonographie und in den Legendenballaden bei Deutschen und Slawen», in: *Carinthia* I 154 (1964) 40–62, 3 Abb. – Ausgehend von dem Mauerfresko in der Domkirche St. Clement in Aarhus in Dänemark mit der beinahe abstossenden Schilderung der grauenhaften Qualen in der Hölle findet Kretzenbacher das Motiv vorgezeichnet in den frühchristlichen Jenseits-Apokalypsen. Es geht immer um das äquivalente Entzündungsprinzip: das Sündenleben im Diesseits wird mit entsprechenden Sonderquallen im Jenseits gebüsst. So ist es in Dantes Purgatorio (die als Motto gewählte Stelle findet sich bei XII, 57, nicht 17 wie fälschlicherweise gedruckt), so findet es sich aber ebenfalls in einer Fülle von Balladen und Legendenliedern des späten 17., des 18. und 19., ja sogar noch des 20. Jahrhunderts. Kretzenbacher zieht einige von ihnen heran und stellt sie damit in einen neuen, grossen Sinnzusammenhang. Es gehören hieher z. B. eine Dithmarsche Ballade von den drei Schwestern und weitere, teilweise zersungene Balladen von den drei Schwestern oder den drei Königstöchtern, aber auch slovenische Legendenballaden von der zur Hölle abgewiesenen Seele. Sie alle bringen dieses schauerliche Motiv vom Höllentrunk, welcher der auf einem glühenden Stuhle sitzenden Seele eingeflossen wird.

Matthias Zender, Spätmittelalterliche Frömmigkeit und Volksbrauch. Das Beten der Sieben Fussfälle im Rheinland. In: *Festschrift Jose Quint* anlässlich seines 65. Geburtstages überreicht (Bonn, Emil Semmel Verlag, 1964) 291–303. – In diesem knappen, aber sehr gewichtigen Beitrag zur religiösen Volkskunde geht Zender zunächst auf die Zahlensymbolik ein, welche die Passion Christi in den spätmittelalterlichen Gebet- und Stunden-

büchern erfüllte. Dazu gehören auch die Gebete zu den Fünf Wunden und die Bildwerke der Sieben Fussfälle; beide haben im Umkreis um Köln und im Rheinland eine sonst nirgends erreichte Bedeutung im Volksleben gewonnen. Im 17. Jahrhundert findet der Brauch des Fussfallbetens im Kölner Raum seine volle Ausgestaltung. Es zeigt sich, dass er eng mit dem Totenbrauch verbunden wird und sich deshalb auch lange halten konnte. Zender gibt die einzelnen Erscheinungsformen des Brauches auf Grund der Fragebogen von etwa 1930. Er erwähnt auch die verschiedenen Kreuze, auf denen die Sitte der Fussfälle und des Fünf-Wunden-Gebetes ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Leopold Schmidt, Bildzeugnisse zur Verehrungsgeschichte des hl. Sebaldus auf dem Heiligenstein bei Gaflenz. In: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums*, 1964, 147–155, 4 Abb. – Der Erwerb einer bis dahin nicht bestimmten Devotionalplastik des 19. Jahrhunderts durch das Österreichische Museum für Volkskunde gibt Leopold Schmidt den Anlass zu einem überlegen abgerundeten Aufsatz über die Verehrung des hl. Sebaldus: denn er stellt den Heiligen der erworbenen Plastik dar. Er ist wiedergegeben als Pilger in einer Grotte liegend; so zeigt ihn auch die Kultfigur in einer Kapelle unter der Wallfahrtskirche Heiligenstein bei Gaflenz in Oberösterreich, der bedeutendsten Sebaldus-Wallfahrtskirche, die es außerhalb von Nürnberg gibt. Schmidt geht diesen Beziehungen nach; es interessieren ihn auch die Fragen der besinnlichen Einsiedlerheiligen und der Kult liegender Statuen. – Der Sebalduskult ist nicht besonders häufig anzutreffen. In Italien erscheint er unter dem Namen Sinibaldo. Eine Registrierung der Sebaldusfiguren gibt auch L. Réau, *Iconographie de l'art chrétien*, t. III, vol. 3: *Iconographie des saints* (Paris 1959) 1189f.

Rudolf Schenda, Le processioni dei cappuccini morti in Palermo. In: *Lares* 29 (1963) 157–170. – Bei seinen Studien in der Nationalbibliothek in Palermo fand Schenda in einem bisher nicht beachteten Manuskript interessante Berichte von Augenzeugen von Totenprozessionen aus dem Jahre 1726. Der Verfasser stellt diese Berichte in den Zusammenhang der volkstümlichen Devotion; es scheint, dass der Chronist dieses Manuskript, der Kapuzinerpater Rosario, etwas Propaganda für den Kult der Armen Seelen machen wollte; diese erweisen sich als «dankbare Tote», wenn man für sie betet. Indem er die Armen Seelen als verstorbene Kapuziner ansieht, kann er zugleich für seinen Orden werben.

A. T. Lucas, The Sacred Trees of Ireland. In: *Journal of the Cork Historical and Archaeological Society* 68 (1963) 16–54. – Der Verfasser unternimmt zum erstenmal den ausserordentlich interessanten und für die Religions- und Kulturgeschichte höchst ergiebigen Versuch einer Einteilung der «heiligen Bäume» auf Grund ihres Standortes. Er scheidet danach sechs Möglichkeiten: eine Gruppe von Bäumen scheint die Heiligkeit nicht vom Standort zu nehmen, sondern aus sich selbst heilig zu sein («unassociated sacred trees»); es gilt als unheilvoll, sie zu schneiden oder zu zerstören. Eine weitere Gruppe von Bäumen steht am Ort einer Inauguration, einer Einweihungszeremonie, etwa eines Königs. Dann folgen die Bäume, welche mit kirchlichen Bauten verbunden sind; es ist durchaus denkbar, dass die Bäume schon vorher ihre Heiligkeit besessen und deshalb – das heißt: zur Vernichtung oder Absorption dieser Heiligkeit – Kirchenbauten anzogen oder sogar nötig machten. Weiter gibt es Bäume, welche den Namen eines Heiligen erhalten, der nun mit ihnen verbunden ist. Belege hiefür sind reichlicher aus neuerer Zeit. Gelegentlich sind diese Bäume in Beziehung gebracht zu Stock-Legenden oder anderen Mirakeln aus der Vita des betreffenden Heiligen. Neben der Grosszahl der «holy wells» in Irland – man schätzt ihre Zahl auf mehr als 3000 – steht ein Baum oder ein Busch, an dem Votivgaben und Kleiderfetzen aufgehängt werden; dieser Baum gilt als heilig. Eine eigenartige Gruppe sind endlich die Bäume, bei denen auf dem Totenwege angehalten wurde, oder um welche der Sarg herumgetragen wurde. – Lucas beschließt seine gehaltvolle Studie mit zwei knappen Exkursen über die Eberesche (rowan) und den Weissdorn («lone bush»).

Mit ihren schönen Aufsätzen über Gebiete der Volksmedizin macht sich *Elfriede Grabner* einen immer bekannteren und angeseheneren Namen. Man darf sie zu ihrer Arbeit nur beglückwünschen und ermuntern, auf diesem Wege weiter zu fahren. Es scheint mir sehr nützlich zu sein, wenn wir auch auf deutschsprachigem Gebiet wieder einen Spezialisten (oder in diesem Fall eine Spezialistin) haben, an den (oder an die) man sich um Rat wenden kann, wie das in früheren Jahren der Fall war (Max Höfler, G. Jungbauer, Hovorka-Kronfeld, Paul Diepgen). Ihr jüngster Beitrag, in *Carinthia* I, 154 (1964) 357–364, beschäftigt sich mit einem recht wenig bekannten Thema: «〈Warta〉 und 〈Hintersieden〉. Krankheit und Heilorakel in der ostalpinen Volksmedizin». Der volkstümliche Krankheitsname wird verwendet für Schmerzen und Schwellungen um Körpermitte und Lenden, die man als Folge von zu schwerem Heben und Tragen ansieht. Zur Heilung wird magisches Wassersieden angewendet; dieses Sieden von Wasser kann daneben auch zum Schadenzauber benutzt werden.

Alberto M. Cirese, L'assegnazione collettiva delle sorti e la disponibilità limitata dei beni nel gioco di Ozieri e nelle analoghe ceremonie vicino-orientali e balcaniche. In: Atti del Congresso di studi religiosi sardi (Padova, Cedam, 1963) 5–21. – Cirese geht in seiner Darstellung eines schicksalweissagenden Spieles, das in Ozieri bei Sassari ursprünglich am Maianfang ausgeübt wurde, der dahinter stehenden religiösen Haltung nach. Die Tatsache, dass es hier um die Verteilung einer unabwendbar gleichen Zahl von guten und von bösen Losen geht, scheint dem Verfasser besonders aufschlussreich zu sein. Wer ein gutes Los zieht, bringt unweigerlich einem anderen ein schlechtes. Was die Herkunft und die Verbreitung dieser Idee angeht, werden u.a. Beispiele aus byzantinischen Quellen des 12. Jahrhunderts und aus Zypern erwähnt, wobei es sich bei letzterem ebenfalls um einen Maibrauch handelt. Cirese hat das Spiel selbst noch eingehender betrachtet in einem Aufsatz in den «Actes du VI^e Congrès international des Sciences anthropologiques et ethnologiques, Paris 1960», tome II, vol. 2 (Paris 1964) 169–174: «Essai d'analyse d'un jeu cérémoniel du premier mai en Sardaigne: 'cantare su maju'».

Albert Eskeröd, Swedish Folk Art. Stockholm, Nordiska Museet, (1964). 68 S., zahlreiche Abb. – Anlässlich einer «travelling exhibition» von über 500 ausgewählten Objekten schwedischer Volkskunst, die 1964/65 in mehreren Museen der Vereinigten Staaten gezeigt werden wird, hat Eskeröd den begleitenden Führer geschrieben, der sich zu einem kleinen, aber vorzüglichen, klar durchdachten und schön illustrierten Leitfaden der Objekte der schwedischen Volkskunst ausgeweitet hat. Der Verfasser schildert zunächst die Grundzüge der schwedischen Volkskunst. Darauf geht er organisch vom Ursprungsort des «Hausfleisses», dem Bauernhof, zu den einzelnen Gegenständen über. Er beschreibt – alles nur in knappen Darstellungen – Textilien, Wandmalereien, Möbel, Haushaltgeräte, Korbwaren, Keramik, Eisenarbeiten, Tracht und Schmuck, Objekte zu Festtagen des Jahreskreises und des Lebenslaufes, und er endet mit Charakteristiken des modernen schwedischen «Heimatwerkes» und der Lappen und ihrer Volkskunst.

Leopold Schmidt, Farbige Volksmöbel in Niederösterreich. Sammlung und Forschung. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 36 (1964) 803–831, 2 Kartenskizzen, 16 Abb. – Mit überlegenem Geschick und bewundernswerter Literaturkenntnis eröffnet Leopold Schmidt den Forschungsbericht über die volkstümlichen Möbel in Niederösterreich. Seine Ausführungen über die Verwendung der verschiedenen Farben für die Möbel, die «Farbmoden», sind überzeugend. Er sieht sie im ganzen Zusammenhang einer allgemeinen kulturellen Entwicklung. So gesehen bleibt die Möbelforschung nicht einfache Erforschung eines volkskundlichen Gegenstandes, sondern sie wird Teil der grossen Kulturforschung, sinnvolle und lebendige Forschung. Sehr schön ist Leopold Schmidts Darstellung des Spieles fliessender Hin- und Wiederwirkungen diesseits und jenseits von Landesgrenzen und der Einflüsse von Handelsstrassen und Pilgerwegen. Daraus entsteht dann die aufschlussreiche Karte der Verbreitungsgebiete und -wege der bemalten Volksmöbel in Niederösterreich im 18. und 19. Jahrhundert.

Haus und Hausrat des alten Luchonnais. Nach dem wissenschaftlichen Nachlass von *W. Schroeder*, Hamburg, bearbeitet von *F. Krüger*. In: *Weltoffene Romanistik. Festschrift Alwin Kuhn zum 60. Geburtstag* (Innsbruck, Sprachwiss. Institut der Leopold-Franzens-Universität, 1963) 255–278, 8 Grundrisse, 38 Abb. auf 19 Taf. – Fritz Krüger gibt, mit gewohnter Meisterschaft, einen Abschnitt aus der Sachkultur des Luchonnais; er kann sich hiefür auf den wissenschaftlichen Nachlass seines langjährigen Mitarbeiters Walter Schroeder stützen. Die Darstellung folgt dem Schema der früheren Abhandlungen aus den südfranzösisch-spanischen Gebieten, wie sie in «Volkstum und Kultur der Romanen» erschienen, d. h. neben der exakten Sachbeschreibung wird die philologisch gründliche Wortschärfung gegeben, und es werden Parallelen zu Sache und Wort beigelegt. In der vorliegenden Studie werden Haus, Küche, Feuerstätte, Herdgeräte, Beleuchtung, Einbaumgefäß und Möbel beschrieben. Die Abschnitte über Ackerbau, Transport und altertümliche Holzgefäß solln später publiziert werden. Das vorgeführte Material zeigt im wesentlichen den Bestand etwa um 1930 herum. Die beigegebenen, zahlreichen Photos sind vorzüglich.

Karl Rumpf, Das Bett im hessischen Bauernhaus. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Bettes. In: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde* 74 (1963) 125–142, Abb., 16 Taf. – Rumpf kann bei seinen Aufsätzen aus jahrelang erworbenen, gründlicher Sachkenntnis schöpfen. Das weist auch diese neue Studie aufs Beste aus. An hessischen Bauernbetten kennen wir nur Beispiele aus dem 18. und 19. Jahrhundert; die Betten in hessischen Museen und Sammlungen sind ausnahmslos Kastenbetten mit Bretterboden; Spannbetten sind keine mehr bekannt, doch ist der Ausdruck überliefert. Rumpf versucht, auf Grund von Aktennotizen und sonstigen Quellen frühere Formen zu belegen. Den Beschluss seines Aufsatzes bilden Angaben über die textile Ausstattung der Bettstellen.

Friedrich Karl Azzola, Frühformen kleinbürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst im Raum um Marburg. Teil 1: Der Kreuzstein. In: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde* 74 (1963) 57–80, Abb., 8 Taf. – Ein schöner Beitrag zum Kreuzstein-Thema: 15 derartige Denkmäler aus dem Raum um Marburg an der Lahn werden vom Verfasser genau beschrieben; nach der Art der Kreuzdarstellungen unterscheidet er lateinische Kreuze, Malteser Kreuze und Steine mit Kleeblattkreuz. Nur bei einem einzigen Stein sind Handzeichen eingehauen; in diesem Falle handelt es sich um Schere und Weberschiffchen. Eine Inschrift lässt den Schluss zu, dass man im 17. Jahrhundert auch ledig Verstorbenen und Kindern einen Kreuzstein setzte, zum mindesten in dieser Gegend.

Paul Hugger hat mit erfreulicher Initiative und verdankenswertem Einsatz eine schöne Reihe von kleinen Schriften gestartet, welche alle das Thema «Sterbendes Handwerk» betreffen. Sie kommen heraus bei der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Abteilung Film) und sind gedacht als Begleittexte zu Filmaufnahmen, welche ebenfalls von Hugger betreut werden. Die Heftchen sind für sich zu billigem Preis erhältlich und können aufs wärmste empfohlen werden. Heft 1: Paul Hugger, Ein Messer wird geschmiedet; 1963 (Messerschmied Caspar Roth in der Nähe von Werdenberg.) Heft 2: Paul Hugger, Ein Rad wird gebaut. Die Arbeit des Wagners; 1963 (Wagner Hans Staub in Sevelen SG). Heft 3: Richard Aebi, In der Hammerschmitte von Sennwald; 1964. Wir können Hugger nur Glück wünschen zu dieser Idee, und wir dürfen ihm unsere volle Anerkennung für die Durchführung zollen. Ebenso sehr wünschen wir, die Reihe möge weitergeführt werden können; gerade der Museumsmann weiß ihre Bedeutung am besten zu würdigen.

Kustaa Vilkuna, Der finnische puukko und das junki-Messer. In: *Suomen Museo*, 1964, 59–90, 16 Abb., 2 Karten. – Allgemein üblich in Finnland ist der «puukko»: ein Männermesser, das in der Scheide steckt und auf der rechten Seite griffbereit am Leder-

gürtel hängt; es wird als Waffe und Werkzeug verwendet. Den Verfasser interessiert, woher die Finnen ein derartiges Messer entlehnen konnten. Er versucht, die Frage auf sprachlichem Gebiet zu lösen. Im Mittelniederdeutschen gibt es das Wort «pook» für ein Messer. Die Verwendung dieses Wortes war üblich im Bereich der mittelalterlichen Hansastädte; es mag entweder direkt über die Hansa-Ablagen in der Ostsee oder über das Dänische oder Schwedische ins Finnische gedrungen sein. Dem grossen Messer, dem «puukko», wird oft ein kleines Messer, «junki», in einer eigenen Scheide steckend, beigefügt.

Wildhaber